

Das neugeborene Auge verwandelt die alte Tat

Léon Wurmser

Tempora mutantur

Ich wurde jüngst gefragt, wie das Älterwerden die Arbeit eines Therapeuten beeinflusse. Die Frage wäre, ob man besser werde oder vorsichtiger. Ich könnte mit Fug das Gegenteil fragen: Wird man schlechter, weniger bedachtsam, routinierter, zynischer, kurzum, ausgebrannt? Es ist nicht möglich, eine allgemein gültige Antwort auf diese Frage und Gegenfrage zu erteilen. Schließlich hat ein Einzelner wie ich im wesentlichen nur drei Erfahrungsquellen: seine eigene Selbstbeobachtung, die nicht ganz unparteiisch ist, und die Erfahrung aus Supervisionen bei Kollegen, die mutig und selbstkritisch genug sind, sich mit zunehmenden Jahren zu ihm in Supervision zu begeben. Dazu kommt noch eine Kombination von beiden, die Intervision. Eine dritte Quelle ist, was man durch Patienten von den Leistungen von Kollegen vernimmt, aber auch aus dieser sprudelt kein ungetrübtes Wasser.

Statt einer Frage nach der Qualität, was "wir" im Alter tun, stelle ich eine solche der Selbstreflektion: Wie hat sich meine Identität und Technik im Laufe von bald 5 Jahrzehnten psychotherapeutischer Tätigkeit gewandelt, und wie weit sind diese Veränderungen umgreifender, d.h. inwieweit sehe ich sie auch bei Kollegen, mit denen ich arbeite? Oder auch breiter gefasst: Gibt es Wandlungen in der Philosophie des Arzt-, Analytiker- und Therapeutenseins, deren Beobachtung, von meinem Standort aus gesehen, gewisse Verallgemeinerungskraft besitzt?

Meister Eckhart sagt: "Die Menschen sollen nicht so viel nachdenken, was sie tun sollen; sie sollen vielmehr bedenken, was sie sind" (Ruh, S. 15). So sind denn die folgenden Gedanken mehr damit beschäftigt, was wir sind und wie wir uns verändern, als was wir tun. Doch lassen sich die beiden nicht trennen: was wir tun, bestimmt unser Sein, wie auch das Umgekehrte gilt. Es ist hier nur eine Frage des Akzents.

Doch heißt der lateinische Vers ja: "*Tempora mutantur et nos mutamur in illis* – die Zeiten verändern sich und wir verändern uns mit [in] ihnen." So widerspiegelt meine und wohl zumeist auch unsere innere Veränderung die großen Änderungen in der Außenwelt, denen wir unterworfen sind und die wir selber zu einem kleinen Stück auch mitgestalten.

Doch ich hole etwas weiter aus und nehme ein kleines Erlebnis als Parabel.

Gedanken beim Bergsteigen

Der Gedanke, was wir sind? Während des Bedenkens jener Anfrage und zugleich schon der Aufgabe, die ich für Lindau zu übernehmen gedachte, nahm ich mir die Zeit zu einer Bergwanderung und erstieg den Rigi in der Zentralschweiz. Als ich mich, nicht mehr so ganz beschwingt wie zu Beginn, dem Gipfel nahte, rief mir der Bewohner einer Alphütte ermutigend zu: "Nur immer gemächlich voran!" Ich antwortete: "Gemächlich und beharrlich," und sogleich dachte ich: "Welch schönes Gleichnis für das, was wir tun und was wir sind!" Als Drittes fügte ich in meinem Sinn hinzu: "Auch wohl ausgerüstet sollst du sein — also gemächlich, beharrlich und wohl gerüstet." Doch lernen wir auch, in unserer Arbeit und in unserem Sein, mit einem langen Atem unterwegs zu sein, wie auf einer anstrengenden Bergwanderung. Man kann dabei nicht viel schwatzen. Das nimmt einem rasch den Atem. Man sagt wenig und überlegt sich vieles. Es gibt ein weises Gleichgewicht von Zurückhaltung und forschem Einstieg.

Ja, das Wandern in den Bergen und das Bergsteigen ist eine gute Vorbereitung und bietet manche gute Metaphern. Ich spreche in meiner Arbeit mit Patienten immer wieder von einer Gratwanderung – zwischen Abgrund links und Abgrund rechts. Das kam mir immer wieder zustatten, wenn ich den schmalen Pfad beobachte, den viele Patienten zwischen überwältigenden Schuldgefühlen für Erfolg und Unabhängigkeit und ebenso übermannenden Schamgefühlen über Versagen und Schwäche suchen. Er scheint so eng zu werden, dass die Verzweiflung immer wieder überhand zu nehmen droht. Unsere warme Gegenwart und Spontaneität zusammen mit dem sehr eingehenden Verstehen der inneren Zusammenhänge und Herkunft vermag oft den Absturz zu verhindern. Dasselbe gilt für die schweren Loyalitätskonflikte, unter denen so viele leiden.

Oder es handelt sich um "double-bind messages," um doppelbödige Mitteilungen: Es besteht in der Hintergrundfamilie und nun auch in ihrem eigenen Inneren eine ständige Diskrepanz zwischen dem, was gesagt und dem was gemeint wird, zwischen dem, was die Worte sagen, und dem was die Haltung und Mimik oder die bewusste Intention ausdrückt. Auf die Kommunikation ist kein Verlass. Wie ich es bei einer Patientin erlebe, über die ich den nächsten Tagen ausführlich berichten werde: "Sei unabhängig, doch zugleich bleibe abhängig von uns; habe Erfolg, aber sei nicht erfolgreich; sei besser als wir, ja, die Beste, aber überflüge uns nicht. Sei loyal zur Mutter, aber sei auch loyal zum Vater. Ich erwarte von dir Perfektion, aber du kannst es ohnehin nicht tun." Sowohl Vollkommenheit wie Versagen werden zugleich erwartet. Und umgekehrt in der Übertragung, nämlich auf mich gerichtet: "Hilf mir, aber hilf mir nicht". Es ist erschütternd, die Selbstsabotage und Selbsterstörung in entscheidenden Lebensbelangen mit anzusehen, und

weder passiv diese einfach hinzunehmen noch mit Über-Ich-hafter Forschheit, Zorn und Ungeduld zu einzuschreiten. Geduld, Takt, Verstehen und Aktivität sind eben jenen drei Tugenden des Bergsteigers ähnlich.

Ein anderes Gleichnis, das dabei, auch in schwierigen klinischen Situation, immer wieder hilft, ist das des Aufstiegs in Serpentina – das langsame Höhersteigen im Zickzack. Man scheint immer wieder zum selben Punkt zurückzukehren, und doch ist der Punkt jedes mal höher. Die Aussicht verändert sich nur unmerklich – bis man dann plötzlich einen neuen Absatz erreicht, und sich ganz neue Welten von Bergketten und Seen und dunklen oder sonnig-dunstigen Tälern eröffnen. So ist es in der Behandlung: das Gleiche scheint sich stets zu wiederholen, und doch verändert es sich allmählich, und schlagartig ist dann etwas Neues da. Der Aufstieg ist langsam und mühsam - die Aussichten sind immer wieder erstaunlich, zuweilen berauschend. Nichts ist verloren. Wir selbst sind dann der Weg, auf dem wir die Höhe erstiegen haben; er ist in uns. Aber wir sind plötzlich soviel mehr als nur das, was hinter uns liegt. In einer anderen Metapher, einem sehr schönen Wort des norwegischen Dramatikers Henrik Ibsen, drückt sich dieselbe therapeutische Grunderfahrung aus: "Das Auge ist's, was die Taten verwandelt. Das neugeborene Auge verwandelt die alte Tat - Det er øyet som forvandler handlingen. Det gjøfødte øye forvandler den gamle handling" ("John Gabriel Borkman", 451, bzw. S. 550). Das Auge verwandelt das Geschehene, sagt Sancho Panza im "Don Quijote": Der Fastenprediger habe gesagt, "dass alle Dinge, die unser Auge in der Gegenwart erschaut, weit besser und mit gewaltiger Kraft sich in unserem Gedächtnis darstellen, haften und verbleiben als das Vergangene" (S. 583)¹ Die Schmach bestehe nicht mehr, es bestehe nur das, was wir als Gegenwärtiges sehen. Und Marcel Proust sagt uns: "Die einzige wahre Entdeckungsreise, die einzige wirklich verjüngende Erfahrung bestände nicht darin, fremde Lande zu besuchen, sondern andere Augen besitzen" (zit. von Poland).

Die neue Sichtweise und die neue Aussicht verwandeln die Sicht des Weges, den wir gekommen sind. Was wir getan und gesehen und gelitten haben, erscheint plötzlich ganz anders (es ist eine neue, ins Prospektive und Heilende gewandelte Bedeutung dessen, was Freud als "Nachträglichkeit" bezeichnete). Man kann es auch eine tragische Einsicht und eine tragische Verwandlung nennen: durch viel Leiden und innerem Kampf ersteht ein neues Selbst, mit dem Erkennen der tiefen, oft scheinbar unschlichtbaren Konflikte des menschlichen Daseins und dem Wissen um Leid und Angst.

¹ "... que todas cosas presentes que los ojos están mirando se presentan, están y asisten en nuestra memoria mucho mejor y con más vehemencia que las cosas pasadas" (S. 575).

Das gilt selbstverständlich nicht nur für unsere Patienten. Wenn ich auf mein Leben zurückblicke, sehe ich, wie mir die tiefen Traumata meiner Kindheit und Jugend in abgeschwächter und abgewandelter Form immer wieder begegneten und begegnen. Ich habe in der Supervision über eine Jugenderfahrung in der Türkei gehört, wie "jede Form des Andersseins mit dem Tod bestraft" wird: "Schafe, die sich von der Herde entfernen, die frisst der Wolf." Ganz Ähnliches kennen wir von dem Nazi-Über-Ich so vieler unserer Patienten, deren Väter oder Großväter Täter waren. Doch auch wir, die in unserer Kindheit von Weltkrieg und Holocaust geprägt wurden, tragen diese Erfahrung des Ausgeschlossenenseins, des Absprechens der Lebensberechtigung unauslöschlich weiter. Saul Friedländers Wort wird zur Urerfahrung: "Wir wissen, dass hinter der harmlosen Oberfläche der Wörter und Dinge jeden Moment Abgründe auf uns lauern" ("Wenn die Erinnerung kommt," S. 151). Die Wiederholungen der Traumata in abgeschwächter Form erwecken oft ähnlich tiefe Gefühle, wenngleich nicht mehr in so überwältigender und dauerhafter Form. Ihnen wirkt die Erfahrung entgegen, welche Hilfe die psychoanalytische Besinnung wie die philosophische Erkenntnis, sowohl einzelne Gespräche, v.a. in meiner Familie, wie die therapeutische Arbeit selbst gewähren.

Was hat sich dabei in meiner Identität als Psychotherapeut und Psychoanalytiker verändert?

Auf jeden Fall bin ich viel toleranter, und damit geduldiger geworden. Um zur Parabel zurückzukehren: Es gibt zumeist mehrere Wege, zum Gipfel zu kommen – mehrere, aber nicht beliebig viele, und auch unter den gehbaren gibt es bessere und schlechtere. Daneben gibt es aber auch viele Holzwege, die gar nicht zum Ziel führen, sondern vielmehr ins Gestrüpp und in Schluchten, aus denen man sich nur mit Mühe herausfindet. Richtige Landkarten sind dann unerlässlich. So steht es mit unserer analytisch-therapeutischen Arbeit. Das Lesen der Werke anderer kann von großer Hilfe sein; doch manchmal führt gerade das in die Irre. Was sich darin findet, mag nicht auf die Art von Patienten oder die konkrete Situation in der Behandlung zutreffen, oder es passt schlicht nicht zu meiner Persönlichkeit.

Allgemein kann ich aber sagen, was mir als hauptsächlich tiefe Veränderung auffällt: Ich habe im Laufe der Jahrzehnte immer mehr gelernt, alles Seelische – sei es bei mir, sei es beim Mitmenschen, sei es in der Kultur und Gesellschaft, sei es in den Religionen – als Ausdruck von Konflikt und von Komplementarität zu verstehen: wie alles innerlich im Widerstreit von Gegensätzen abläuft, doch wie sich allmählich diese Polaritäten gegenseitig ergänzen können. Ich sehe, wie es manche wertvollen Weisen gibt, mit diesen Gegensätzen umzugehen. Doch das Wesentliche ist, dass fast alles annehmbar wird, wenn man es als Konflikt deutet. Das meine ich übrigens in seiner Form immer ganz spezifisch, ganz konkret: die Psychoanalyse, und Notgedrungen zu einem etwas

geringerem Grad die Psychotherapie, ist die Kunst des Spezifischen. Das allgemein Gültige ist wissenschaftlich überaus wichtig; in der klinischen Arbeit bleibt es aber leer, wenn es nicht mit ganz spezifischem Erlebnisinhalt gefüllt wird. Das historisch je Einzelne gibt, wie in der Geschichtswissenschaft im allgemeinen (und Psychoanalyse und Psychotherapie sind eine therapeutisch angewandte Form der Geschichtswissenschaft), den Ausgangspunkt von allem und bleibt das Wesentliche in jeder Beschreibung unserer klinischen Arbeit und Erfahrung. Damit sind wir aber bei einem großen Gegensatz angekommen, der auch mein Leben fast durchlaufend geprägt hat.

Der Konflikt zwischen der Identität als Botschafter der Innenwelt und der Identität des "Praktischen".

Da ich mich im Laufe der Jahrzehnte immer mehr gewöhnt habe, in Polaritäten, also in Konflikten und Komplementaritäten, d.h. dialektisch, zu denken, fiel mir zunächst auch ein immer profilierter erscheinendes Gegensatzpaar ein: die Antithese in unserer Arbeit, in unserer Identität und in unserer Berufsstellung von innerer und äußerer Realität, von Subjektivität und von Objektivität, oder wenn wir die alte philosophische Dichotomie aufgreifen: von Verstehen und Erklären. Beide bestimmen ständig alles, was wir tun, so sehr wir uns auch Botschafter der Innenwelt sehen möchten. Eine moderne Fassung dieser Antithese ist die zwischen dem erzählerischen Charakter dessen, wie wir mit den Patienten arbeiten und über sie berichten, und dem immer größeren Druck, alles in Zahlen, in Diagrammen, in Prozenten ausdrücken zu müssen – die Spannung zwischen dem Qualitativen und dem Quantitativen also. Pascal sprach vom Gegensatz zwischen "*l'esprit de finesse*" und "*l'esprit de géométrie*" (G. Borradori, 2003, S. XII).

Während meiner Lebens- und Arbeitszeit hat eine ungeheuer machtvolle Strömung die ganze moderne Psychiatrie und zunehmend auch die Psychotherapie erfasst, eine Strömung, die das meiste Persönliche, Intime und Langfristige in der Behandlung zu eliminieren anstrebt. Sie hat sich dabei tatsächlich oft nicht nur durch Worte, sondern auch durch Taten erfolgreich bewiesen und damit im ganzen Gesundheitswesen den Einfluss, den das psychodynamische Verständnis auf die Behandlung aller Patienten ausgeübt hat, weitgehend zu untergraben vermocht. Biologische Behandlungen und Verhaltensmanipulation werden mehr und mehr als ausschließliche Behandlungsmethoden angewendet. Die Arbeit mit individuellen Patienten und das geduldige Zuhören als wesentliche therapeutische Faktoren sind aus der Mode geraten und werden auch mehr und mehr von den Versicherungen abgelehnt.

Wir werden in unserer Identität als Psychotherapeuten durch diese immer mehr aufs Geschäftliche, Finanzielle, auf Kosteneffizienz (cost-

benefit ratio) ausgerichtete Gesellschaft bedroht. Alles, was nicht statistisch beweisbar ist, sieht sich seiner Daseinsberechtigung beraubt.

Wenn ich daher von Zählen oder Erzählen spreche, zielen ich auf die Frage der Verleugnung des Personhaften zugunsten von Verdinglichung und Macht ab. Es ist gerade etwas, worunter viele unserer Patienten sehr leiden: dass nämlich so oft die Kategorien über die Person gestellt und damit der Einzelne verachtet, zugunsten eines Stereotyps übersehen wird. Macht ist weder gut noch böse. Das Problem liegt vielmehr darin, ob sie Mittel zum Zweck ist oder Selbstzweck. Die Macht als Mittel kann ein unentbehrliches und wertvolles Werkzeug bedeuten. Wird sie zum Hauptzweck, wandelt sich der Mensch und alles Menschliche zum Mittel zum Zweck. Es kommt zur Entpersönlichung, zur Entmenschlichung, zur Verdinglichung des Anderen. Das aber bedeutet Verachtung und damit tiefste Beschämung, "nicht ein Mensch vor ihm... sondern ein Werkzeug in seiner Hand" (Primo Levi, S. 121), ohne Würde, ohne Urteilsvermögen und ohne Namen, "wer alles verloren hat, verliert auch leicht sich selbst" (S. 28).

Die Themen von Vermenschlichung des Dinglichen und Verdinglichung des Menschen gehören nicht nur klinisch und literarisch zusammen, spielen theoretisch eine ganz bedeutsame Rolle als Sondervorgänge im weiten Bereich des Narzißmus, sondern sie lassen sich auch kulturkritisch als immer prominentere Aspekte unserer Welterfahrung feststellen. Damit schwindet die ruhige Würde der Menschlichkeit, geht im gehetzten Getriebe der Herrschaft der Werkzeuge unter. Die Instrumente werden vermenschlicht, die Personen verdinglicht.

Wo Verleugnungen einen breiten Raum einnehmen, da bedarf es magischer Lösungen. Bei uns heißt es: rasch, kurz, quantifizierbar und damit manipulierbar. Damit wird aber die Verleugnung dessen, was individuell, persönlich und spezifisch ist, eine Verleugnung, die so viele unserer Patienten in ihren Familien erlebt haben, durch die Träger der Behandlung selbst übernommen und verstärkt.

Solchen "simplifications terribles" gegenüber glaube ich, dass es ein Hauptanliegen der Psychoanalyse und der psychoanalytisch orientierten Psychotherapie sein muss, ihre Stellung als eine den Einzelnen in seiner Eigenart und in seiner je individuellen Problematik achtende, jeder Dehumanisierung entgegertretende Behandlungsform zu behaupten. Der Mensch muss als Selbstzweck, nicht nur als Mittel zum Zweck betrachtet und behandelt werden. Dies gehört zum Kern unserer Identität: wir sind nicht vor allem die Vermittler der äußeren Realität, die Lehrer der Anpassung, sondern vornehmlich die Botschafter der Innenwelt und deren eigenen Würde. Alles, was dieser Aufgabe entgegensteht, wirft uns in ernste Identitätskonflikte. Schließlich können wir den Rahmen der äußeren Wirklichkeit auch nicht verleugnen; aber wir können ihn möglicherweise zu verändern versuchen.

Die magischen Erwartungen, die an nicht-intensive und künstlich begrenzte Behandlungsweisen gestellt werden, sind angesichts der ökonomischen Beschränkungen und politischen Erwägungen zwar durchaus begreifbar, doch werden sie nur allzu oft dem Ernst dieser Erkrankungen und den Schwierigkeiten, mit dem neurotischen Prozess umzugehen, nicht gerecht. Was in der somatischen Medizin ohne weiteres verfochten und gemeinhin auch angenommen wird, nämlich dass schwere Erkrankungen oft sehr viel Aufwand benötigen, scheint plötzlich im Bereich der psychischen Störungen nicht vertretbar zu sein. Diese Asymmetrie hat viel damit zu tun, dass weiterhin ein Vorurteil gegen das Psychische überhaupt besteht, eine Psychophobie, ja, dass dieses Vorurteil eigentlich viel mit der immer größeren Verbreitung und gewaltigen Macht technologischer Erfindungen und deren Anwendung zu tun hat. Die Innenwelt soll sich ebenso bereitwillig quantifizieren und manipulieren lassen wie so vieles in der Außenwelt. Doch, wie es Dostojewsky (in den "Aufzeichnungen aus dem Untergrund") sagt, steht dieser "Kristallpalast" im Gegensatz zum "lebendigen Leben." Es ist gerade diese Reduktion des Psychischen auf das Physische und Berechenbare, des Qualitativen auf das Quantitative, und damit des Therapeutischen ganz auf das Geschäftliche und Ökonomische, die eine gesellschaftsweite massive Dehumanisierung bedeutet. Dehumanisierung ist aber eine der Kriterien der Perversion, oder genauer: der "perversen Haltung gegenüber der Realität", wie sie Lee Grossman genannt hat.

Seelenblindheit, die Blindheit gegenüber den seelischen Anliegen und Bedürfnissen des Anderen, und Seelenmord, die Behandlung des Anderen als eines Dinges, ausschließlich als eines Werkzeuges zur eigenen Befriedigung, das einfach weggeworfen werden kann, finden wir im weiten Rahmen von Gesellschaft und Kultur, in der weitgehenden Institutionalisierung und Bürokratisierung und der dadurch bewirkten "Entfremdung". Das Leben wird scheinbar überrationalisiert; die menschlichen Werte werden in einseitigem Pragmatismus auf das Quantitative und das Nützliche als Spitze der Wertpyramide reduziert. Goethes Spruch "Was fruchtbar ist allein ist wahr" verwandelt sich in subtiler Weise in "Was nützlich und zählbar ist, allein ist wahr."

Ein Kollege von mir aus Griechenland, der mich gelegentlich konsultiert, ein bedeutender Forscher und Arzt, sprach beredt von "der Plage des Materialismus und der Feindschaft gegen den Humanismus, dem Abstieg der Zivilisation und dem Malaise von Konkretheit und Buchstäblichkeit, dem Verhaftetsein an Dinge, die abgeleitet und sekundär sind, ohne den Funken von etwas anderem, das Versinken in die Sprache der Trivia. Es ist schwer, darüber zu sprechen," setzt er fort, "man erscheint als seltsam und verrückt. Das Niveau des Diskurses ist überall abgesunken. Es ist wie ein Lalaland, eine dumme glückliche Indifferenz." Er vergleicht es mit der Zeit seiner Jugend, als die Kontraste mit dem Totalitarismus schärfer hervortraten.

Ich antwortete: "Es mag schärfer im Rückblick erscheinen. Ich finde es schwer, in der einen oder anderen Richtung zu argumentieren. Je älter wir werden, desto mehr neigen wir dazu, die Gegenwart zu beklagen und die Vergangenheit zu glorifizieren. Ich hatte Gedanken, die nicht so anders waren vor 50 Jahren als die, die Sie heute ausdrücken." Dann wendet er sich aber der schrecklichen Bürokratisierung der Medizin und dem Überschießen der Diagnose "Depression" zu: "Es gibt keinen Platz mehr für Trauer und Leiden. Es ist als ob die Leute ein konstitutionelles Recht darauf hätten, sich gut zu fühlen. Ich sage meinen Patienten: 'Nicht alles Leiden ist medizinisch'. Durch die Medikalisierung des Lebens gerät alles unter Formen von Regulationen. Es ist eine Trivialisierung des Begriffs der Depression. Jetzt wird das Interview auf 25 Minuten bemessen, und wir geben ein Antidepressivum, bis es zu Gerichtsprozessen kommt. Ich kämpfe darum, mir persönliche Zeit für meine Seele herauszuschneiden (carve out)." So weit mein Patient.

Was er in Bezug auf die Depression erwähnt, könnte ich in Bezug auf den Traumabegriff weiterführen. Ganz ähnlich sagt nämlich Steven Reisner (2003, "Trauma: The Seductive Hypothesis" JAPA, 51:381-414), dass "Trauma in unserer Kultur und unserer Behandlung der Ort geworden ist, wo dem Narzißismus die Herrschaft überlassen wird." Eine Komponente davon sei, "dass Aggression und Rache gegen den angeblichen Ursprung des Traumas gerechtfertigt erscheinen. Genau so, wie der Traumatisierte in dieser Konstruktion den Anspruch auf ein Leben, das frei von Leiden ist, besitzt, werden die Quellen seines und unseres Leidens geschmäht, und oft wird gewaltsame Heimzahlung geduldet. So ist die Traumarehetorik voll von Spaltung in Gut und Böse, eine Widerspiegelung der narzißistischen Stellung" (S. 408 f.). Im Gegensatz dazu betonte Freud (immer noch nach Reisner) "die wesentlich Form gebende (essentially formative) Qualität der traumatischen Erfahrung" (S. 399), nämlich dass Traumatisierung die Entwicklung des Selbst erleichtere. In der Psychoanalyse handle es sich um die Integrierung von Trauma und die Reifung durch diese Integrierung, d.h. daran zu wachsen, "lernen durch das Leiden," wie es uns die griechische Tragödie lehrt, "*pathei mathos*." Doch heute sei das Ziel nicht mehr das Erfassen und diese verinnerlichte Aneignung und Verwandlung des Traumas, sondern dessen Aufhebung und "Heilung" – eben durch eine narzißistische Phantasie: "Das Trauma, der Traumatisierte und die Traumabehandlung sind zum Stoff einer besonderen kulturellen Phantasie geworden" (S. 399 f.), der Phantasie des Besonderen und des Anspruchs auf Sonderrechte.

Doch zurück zum Hauptgedanken des "Malaises der Konkretheit." Ich sprach hier früher über die übermäßige Betonung des Quantifizierbaren, des Zählbaren, und die Abwertung des Qualitativen gerade auch in der Forschung, wie schon vorher in der Praxis, wohl eine Sonderform dessen, was der Kollege mit "dem Malaise der Konkretheit" meinte. Die für die

Psychologie relevante Wahrheit und ihr Kausalverständnis lassen sich nicht auf quantitative Kategorien allein reduzieren; solche Reduktion kann sehr wohl, wie von Anna Ursula Dreher (1998) betont, nur durch massive Verkürzung erkaufte werden.

Wir kämpfen mit der ständigen Gefahr, unsere eigene Identität als Psychotherapeuten zu verlieren, indem wir uns dem Druck der Systeme verkaufen –den äußeren Vorgaben, die sehr oft erst unsere Arbeit als Psychotherapeuten möglich machen, sie aber zugleich auf Gleise zwängen, die dem Wesentlichsten dessen widersprechen, was wir tun.

Ich zitierte im selben Sinn vor einigen Jahren Worte von Razumichin (in Dostojewskys "Verbrechen und Strafe"), wenn er entrüstet über seine progressiven Freunde spricht: "Werden Sie es glauben: sie verlangen völlige Unpersönlichkeit des Einzelnen und finden eben darin den Sinn des Lebens. Bloß nicht man selbst sein, bloß möglichst wenig sich selber gleichen! Und das halten sie für den allergrößten Fortschritt!... Die menschliche Natur wird von ihnen überhaupt nicht in Betracht gezogen, die wird hinausgejagt, die wird ignoriert! Ihrer Anschauung nach wird die Menschheit nicht von selbst, indem sie ihren historisch bedingten, *lebendigen* Entwicklungsgang fortsetzt, ihre gesellschaftliche Struktur schließlich entsprechend ändern und verwandeln, sondern umgekehrt: jenes soziale System, das irgendein mathematischer Kopf ausgeheckt hat, soll unverzüglich die ganze Menschheit anders einrichten und sie im Nu gerecht und sündlos machen *vor* jedem lebendigem Prozess, *ohne* jeden historischen und lebendigen Entwicklungsgang... Darum mögen sie auch nicht den *lebendigen* Lebensprozess: sie brauchen ja nicht die *lebendige Seele!*... Mit der Logik allein ist die menschliche Natur nicht zu überspringen! Die Logik sieht drei Möglichkeiten voraus, dabei gibt es ihrer eine Million!" (dt. S. 270; dt. S. 341/2; russ. S. 495/6).

Das Verständnis der Konflikte im Über-Ich

Vielleicht die allergrößte Veränderung in meinem Werdegang überhaupt kann mit dem Motto bezeichnet werden, das ich von Paul Gray gelernt habe: Verstehen statt Verurteilen. Ich hätte es ebenso gut als Überschrift über diese Vorlesungsserie setzen können und werde es vielleicht als Titel für mein nächstes Buch benutzen. Sie werden diesen Geist auch in all den folgenden Fallstudien, besonders der ausführlichsten, einer besonders schwierigen Patientin, sehen. "Richtet nicht, auf dass ihr nicht gerichtet werdet" sagt Jesus (Matthäus 7.1) und fährt fort: "Was siehst du aber den Splitter in deines Bruders Auge, des Balkens jedoch in deinem Auge wirst du nicht gewahr" (7.3). Den letzteren Satz kennen wir auch aus dem Talmud (Arakin 16b). Zum ersten Satz: So sehr er ein Leitstern meines Lebens ist, erkenne ich doch die paradoxe, eben komplementäre Wirklichkeit: Natürlich kommen wir nicht ohne Richten und Verurteilen aus. Als Therapeuten und als Analytiker müssen wir

verstehen, ohne zu urteilen, v.a. ohne zu verurteilen. Aber gilt das wirklich immer? Wenn jemand, sei es Patient, sei es Verwandter von Patienten, sei es öffentliche Gestalt, Verbrechen begeht, besonders die Misshandlung von Wehrlosen, bleiben wir stumm? Angesichts von gedrohtem oder ausgeführtem Genozid, dürfen wir wortlos oder untätig bleiben? Kaum weniger schlimm sind die großen Lügen. Nein, ohne Urteilen kommen wir nicht aus. So kann ich für mich sehr wohl behaupten, dass beide Devisen mein Leben immer wieder entscheiden: "Richtet nicht, auf dass ihr nicht gerichtet werdet!" und "Wehret den Anfängen! Wer sich nicht dem Bösen entgegenstellt, wird zum Mitschuldigen." Sie ergänzen sich gegenseitig; sie sind komplementär. Der Talmud drückt das Paradox schön aus: "Ein Richter soll immer ein Schwert über sich hängen und den Abgrund der Hölle unter sich gähnen sehen" (Yevamot 109b).

Dennoch ist das Verurteilende ein riesiger Dämon in uns allen, den wir selbst verstehen und so weit möglich auflösen müssen, insbesondere wenn wir mit schwer leidenden Patienten arbeiten wollen, wie das die späteren Schilderungen zeigen werden. Es war und ist ein lebenslanges Ringen für mich.

Und dasselbe gilt dem sehr brüderlich jenem Dämon verbundenen Geist der Rache. Ich spreche in der Hauptvorlesung von der unheiligen Dreieinigkeit von Neid, Eifersucht und Ressentiment und deren Wurzel in der Scham. Sie führt zur Rachsucht. Auch dieser Ungeist haust und wirkt in uns allen. Und doch ist er ein wichtiger Teil des Weges zur Verzeihung und Versöhnung, wie wir später sehen werden. Ein Gedanke noch zum so häufig zitierten Spruch "Leben um Leben, Aug' um Auge, Zahn um Zahn" usw. (Exodus 21.23/24), wenigstens wie ihn die traditionelle jüdische Auslegung der letzten zweitausend Jahre versteht. Das Wort "tachat", das gewöhnlich als "um" übersetzt wird (nefesch tachat nefesch, ajin tachat ajin, schin tachat schin), bedeutet "als Ersatz für" – gemeint als Schadenersatz, nicht als Rache. Aus dem Zusammenhang wird klar, dass es sich um Wert für Wert handelt, also um eine Verpflichtung, den Wert zu ersetzen, der durch ein Schiedsgericht entschieden werden muss. Der Talmud ist ganz entschieden in dieser Auslegung. Ich selber bin nicht sicher, ob das auch für die Zeit ein oder zwei Jahrtausende früher schon galt; doch auch andere Stellen in der ursprünglichen Schrift, der Thora, sprechen für die spätere Deutung. Sicher ist: Eine wörtliche Auslegung ist ein Unsinn, wenn ein menschliches Zusammenleben in einem geordneten Staatswesen erstrebt wird.

Für uns Analytiker ist dieser Unsinn freilich unser täglich Brot, denn wir suchen "den Sinn im Unsinn, den Sinn des Widersinns", *la razón de la sinrazón*, wie es zu Beginn des *Don Quijote* heißt. Das Vergeltungsprinzip ist zutiefst in unserem Unbewussten verankert. Es ist absolute innere Wahrheit.

Doch zurück zum Thema des Richtens und Urteilens: Im Laufe meines Lebens hat sich das Verständnis der eingangs schon kurz beleuchteten Über-Ich-Probleme, namentlich der inneren Widersprüche zwischen Werten, Idealen und Verpflichtungen, immer mehr vertieft. Besonders die therapeutische Bedeutsamkeit des Scham-Schuld-Dilemmas, eben jener Gratwanderung, und des damit verbundenen symbiotischen Circulus vitiosus hat sich mir immer wieder als Verständnishilfe bewährt: Jede Getrenntheit wird, subjektiv und gewöhnlich auch genetisch akkurat, d.h. als Familienrealität, so erlebt, als wäre sie etwas Vernichtendes, Mörderisches. Den anderen zu verlassen bedeutet, ihn zu verwunden, wenn nicht zu töten. Ebenso ist Verlassenwerden unerträglichem Schmerz oder dem Tode gleich. So läßt man mit jedem Schritt der Unabhängigkeit große Schuld auf sich; jede Eigenwilligkeit, ja jeder Erfolg wird als Vermessenheit geahndet, zuerst äußerlich, dann innerlich. Der Trotz wird zur Todsünde gestempelt. Diese Trennungsschuld ist das eine. Begibt man sich indes dieses Wagnisses und unterwirft man sich dem bindenden anderen, verliert man das eigene Selbst, seine Würde, seine Identität. Die Opferung des eigenen Selbst, um eine menschliche Beziehung zu erhalten, wird mit Verachtung erlebt. Das Opferselbst, das passive, abhängige Selbst wird mit Ekel, mit tiefer Scham angesehen. Diese Abhängigkeitsscham muss früher oder später zu offener oder verhaltener Wut und zum Trotz führen, und damit schließt sich der Zirkel.

Bei diesen Betrachtungen habe ich mich mehr und mehr um das bemüht, was Jan und Aleida Assmann so schön als das "kulturelle Gedächtnis" beschrieben haben: "die unbewusste Dimension der Tradition im Sinne einer kollektiven Übertragung" (Jan Assmann: "Sigmund Freud und das kulturelle Gedächtnis", Vortrag, 2003) Wir finden diese wieder im Familienhintergrund unserer Patienten und namentlich in tiefen Schichten jener Über-Ich-Konflikte. Wie für unsere Patienten gilt das ebenso für uns als Therapeuten: die Last unserer eigenen Familien- und Kulturtradition wiegt schwer auf uns, und es bedarf einer langen, mühsamen Arbeit – eben jenes Aufstiegs des Lebenswegs zum Kulm – unsere verschiedenen Identitäten zu integrieren – für mich die persönliche erstens der Zugehörigkeit zur europäischen, besonders deutschen, skandinavischen und russischen Kultur- und Bildungsstradition mit ihren gewaltigen Gipfeln und unfassbaren Abgründen, mit der Wirkung der Aufklärung und deren wiederholten Verrat an verschiedene totalitäre Systeme und Denkweisen; zweitens der tiefen Verbundenheit mit der jüdischen Denk-, Werte- und Erlebenswelt, zu der ich, neben Werken der Überlieferung: Bibel, Talmud, Midrasch und Kabbalah, besonders auch die mich stark bestimmenden Denker Freud, Cassirer, Buber und Scholem zähle; und drittens der Angehörigkeit und Verwurzelung in der Neuen Welt, der amerikanischen Ideen- und Wertewelt: ihres ständigen Kampfes gegen jede Form des Totalitarismus – außen wie auch innerlich –, gegen jeden Absolutismus von Autorität

und für die Dialektik von sich balancierenden Kräften, wobei ich zugleich versuche, mit der Seichtheit der Massenkultur und den oft religionsbedingten Absolutheiten des Urteilens klar zu kommen.

Teil der Konzentration auf die Über-Ich-Übertragung und -gegenübertragung war die Bedachtsamkeit auf den therapeutischen Takt – die richtige Wendung zu finden, wo der Konflikt erlebt werden kann, ohne den Widerstand zu verstärken. Die so gepriesene "Neutralität" soll nicht der Person, sondern den im inneren Konflikt stehenden Persönlichkeitsanteilen gelten. Wir sollen nicht dem Menschen gegenüber indifferent sein oder erscheinen, aber wir sollen alles Innere unparteiisch in seiner Gegensätzlichkeit verstehen und behandeln. Gelegentlich sind zwar forsche Konfrontationen in bedrohlichen Situationen notwendig und können lebens- oder therapierettend wirken, aber sie wurden in meiner Entwicklung, je länger, desto mehr, zur Ausnahme. Manchmal bedeutet das: das Gesicht zu verlieren, aber die Tränen zu gewinnen.

Ich sprach vom Bergsteigen als Metapher für unsere Arbeit. Ich denke, auch unser Lebensweg kann als ein solcher Aufstieg begriffen werden. Manche sehen den Gipfel im Tod, oder, wie Sokrates es meinte, in der Bereitschaft zum Tod. Ich erlebe ihn mehr als Freiheit, genauer den Aufstieg als eine fortschreitende Selbsterkenntnis, die erst die Freiheit der Handlung und die Autonomie des Urteils sich entwickeln lässt. Das Ziel ist also innere Freiheit; und genau dieses ist auch das Behandlungsziel, nicht etwa äußere Anpassung. Wie es der Talmud sagt, kann der Trotz eine königliche Würde besitzen, Ich begriff meinen Weg immer wieder als Aufbruch weg von Konventionen, Konformität und Clichés, als widerstrebendes Michentrei?en von der konstanten, aber Ausschließlichkeit fordernden Faszination durch das Äußerliche.

Das Analytische und Differenzierende, das Synthetische und Integrierende vereinigen sich immer in der Wissenschaft. Wird das eine oder das andere überbetont, werden nur das Ganze oder nur die Teile bewertet, so ist man in das kategorische Entweder–Oder und damit in das verfehlt Dichotomisieren verfallen, das die Geschichte der Psychoanalyse wie ein dunkler Schatten verfolgt. Die menschliche Erkenntnis ist grundsätzlich beides – ganz und fragmentiert. Kategorien sind notwendige Hilfsmittel, nicht absolute Wesenheiten.

Eine Frage der Technik: Übertragungsdeutungen gegenüber Deutungen außerhalb der Übertragung

Es gibt einen anderen wichtigen Gedankengang, den ich gleich schon am Anfang dieses Seminars äußern möchte, nämlich das technisch wie theoretisch zentrale Thema der Übertragungsdeutung, womit ich mich in all den Jahrzehnten meiner Arbeit immer wieder beschäftigen musste. Ich fand mich fast von Anfang meiner Arbeit mit Patienten immer in einem inneren Widerspruch mit vielem, was ich las und hörte, ja, was von vielen

immer doktrinärer als das wahre Wesen der Psychoanalyse angesehen wurde. In den letzten Jahren konnte ich diesen Konflikt zwischen meiner eigenen Erfahrung dessen, was wirkt, und den Postulaten in der psychoanalytischen Erziehung, namentlich in Europa, in immer schrofferer Form beobachten.

So freute ich mich sehr, als vor zwei Jahren eine Arbeit von Jacob Arlow erschien, die genau den Punkt machte, der mich beschäftigte: "Transference as Defense" (JAPA 2002, 50:1139-1150).

Vielorts besteht nämlich heute, wie Sie wohl wissen, die Meinung, daß die einzig wirksame Deutung die Übertragungsdeutung, die einzige bedeutsame Arbeit die Arbeit an der Übertragung sei. Jede Äußerung des Analytikers solle sich daher auf die Beziehung zwischen den beiden beziehen. Jenes Dogma geht auf Stracheys Satz, 1934, zurück, dass nur die Deutungen der Übertragung eine Änderung bewirken, also mutativ seien, und zwar ganz spezifisch solche, die sich auf die Kontrastierung zwischen der objektiven, vernünftigen Haltung der Hilfeleistung des Analytikers und dem strengen, destruktiven Über-Ich beziehen. Diese Ansicht in allgemeinerer Form, nämlich alles auf die Beziehung im Hier und Jetzt mit dem Ich des Analytikers hin zu deuten, wird mehr und mehr als allein seligmachende Wahrheit gepriesen und den Kandidaten eingetrichtert. In einem besonders krassen Fall hörte ich einen Patienten lebhaft protestieren, daß es in einer Situation großer Prüfungsangst um ihn und die Angst vor dem Professor und nicht um sie, die Analytikerin, gehe: "Nicht alles in meinem Leben dreht sich um Sie," sagte er so ungefähr.

1983 stellte Harold Blum dies Dogma in einer Arbeit, "Die Stellung und der Wert der Deutung außerhalb der Übertragung" (JAPA 31:587-617) in Frage. Übertragung sei nicht der einzige oder ganze Fokus von Deutung, oder die einzig mutative Art von Deutung. "Deutung außerhalb der Übertragung hat eine Stellung und einen Wert, der nicht einfach untergeordnet (ancillary), vorbereitend und ergänzend zur Übertragungsdeutung ist. Übertragungsanalyse ist wesentlich, aber Deutung außerhalb der Übertragung (extra-transference interpretation), einschließlich genetische Deutung und Rekonstruktion, ist ebenfalls notwendig, komplementär und synergistisch" (Arlow, S. 1141). Arlow bemerkt dazu, dass "kaum jemand bis heute die einseitige, technisch ausschließliche Ansicht von der Zentralität der Übertragungsdeutung angezweifelt habe." Er fährt fort, wie oft er in Supervisionen und Seminarien bemerke, wie diese ausschließliche Konzentration auf mögliche Übertragungsderivate die Art und Weise verzerre, wie Analytiker ihren Patienten zuhören. Als Ergebnis scheine sich eine künstliche Insensitivität und Gestelztheit über das Gespräch in der analytischen Situation zu legen. Oft erlauben sich Analytiker merkwürdige (outlandish) Bemerkungen und bizarre Verbindungen, die im gewöhnlichen Gespräch sehr auffällig wären. "Sie hören nicht dem

Material zu; sie horchen für Material, eben Übertragungsmaterial – They are not listening *to* the material; they are listening *for* material, transference material". So werden beispielsweise die schmerzlichsten Erlebnisse von Patienten übersehen, um einen geringfügigen Übertragungspunkt aufzugreifen. In der Diskussion scheine niemand diese offenkundige Deplatzierung des Interesses überhaupt zu bemerken. Oft werde dabei auch übersehen, dass die manifeste Übertragung eine durch Abwehr verzerrte Darstellung unbewussten Konflikts in Form einer Kompromißphantasie sei (*a defensively distorted set of derivative representations of the unconscious conflict as organized into some form of compromise fantasy*). "Sie ist nicht notwendigerweise eine Rekapitulierung aktueller Geschehnisse der Vergangenheit... Der Vorgang der Pathogenese wird reduziert auf die Auswirkungen einer Reihe von ungünstigen, zerstörerischen zwischenmenschlichen Beziehungen, auf eine Art von schädlichem *conditioning* durch insensitive oder boshafte Elternfiguren (the process of pathogenesis is reduced to the effects of a set of untoward, deleterious interpersonal relations, a kind of harmful conditioning by insensitive or malignant caretakers)." Was dabei verloren gehe, sei der Abwehr- und Kompromißcharakter der Übertragung. Arlow kommt zur entscheidenden Feststellung: "Wenn man sich einseitig auf die Übertragung konzentriert und außer Acht läßt, wie sie im Zusammenhang der Abwehrbedürfnisse des Patienten auftaucht, verwandelt sich der therapeutische Prozess in eine gestelzte, intellektualisierte und dehumanisierte Erfahrung" (S. 1145). "... Übertragungsphänomene müssen in Begriffen ihrer Funktion in dem Zusammenhang, in dem sie erscheinen, verstanden werden" (S. 1146/7). "... Übertragungsphänomene dürfen nicht aus ihrem Zusammenhang gerissen werden; sie sollen nicht in Isolation gedeutet werden, sondern als Teil eines Kontinuums der Assoziationen des Patienten" (S. 1150).

Ich teile diese Ansicht von Blum und von Arlow und könnte dazu auch die von Anna Freud nennen: Man solle nichts in die Übertragung hineinzwängen. Auch stimme ich ihnen sehr darin bei, dass Deutungen außerhalb der Übertragung von großer Hilfe und Wichtigkeit sein können. Gerade Deutungen dessen, was in Gegenwartsbeziehungen abläuft, haben eine emotionale Dringlichkeit, die sie ideal zur Erkennung und Bearbeitung unbewusster Konflikte macht. Es ist gerade die Außerachtlassung solcher Verwicklungen, die die Arbeit eben gespreizt und unfruchtbar machen kann. Sich hinwiederum darauf einzuschränken, wäre indes ebenso verfehlt. Und drittens ist die ständige Einbeziehung der Genese, der historischen Entwicklung, unerlässlich.

Der Angelpunkt in all dem ist für mich: Wo ist der akute Konflikt? Wie finde ich Zugang zu den tieferen Schichten dieses akuten Konflikts? Wie deute ich die Abwehr und das Abgewehrte so, dass es dem aktuellen Erleben des Patienten am nächsten kommt? I.a.W.: Das Zentrum der Arbeit ist der innere Konflikt, nicht die Beziehung. Oder, anders

formuliert: der innere Konflikt in Hinsicht auf alle emotional intensiv erlebten Beziehungen.

Wo ich jedoch über diese Autoren (wie Arlow, Rangell und Blum) hinausgehe, ist in der Rolle der realen Beziehung, darin nämlich, wie sehr der analytische Prozess von beiden Teilnehmern zugleich bestimmt wird, also das Postulat der "Intersubjektivisten" oder "relational analysts". Im Laufe der Jahre habe ich deshalb selber immer mehr meine Gegenübertragung in mein Verstehen miteinbezogen. Das heißt aber nicht, dass ich diese unbedingt mitteile, sondern dass ich auf sie sorgfältiger als zuvor zu achten suche. So denke ich, dass der innere Konflikt zwar das Zentrum der Arbeit ist, und zwar ganz wesentlich auch in der Übertragung, und je konkreter und spezifischer, desto besser; aber die Rolle der realen Beziehung, der unspezifischen mitmenschlichen Beziehung macht diese Arbeit am Konflikt erst möglich, und manchmal wird sie explizit. Auch sie ist natürlich nicht dem Konflikt entzogen; auch sie ist selbstverständlich eine Kompromissbildung; auch sie beinhaltet natürlich Phantasien auf mannigfachen Ebenen von Komplexität, Regressivität und Progressivität. Die Frage ist: Worauf konzentrieren wir uns am besten, um die unbewussten Konflikte einer Lösung näher zu bringen.

Ich glaube die Antwort auf alle diese Kontroversen ist daher eine flexible Komplementarität. Nicht alle analytische Beziehung ist Übertragung; sondern ein Grundsubstrat ist die echte menschliche Beziehung, die Spontaneität und emotionale Präsenz auf Seiten des Analytikers, ein Aspekt, der mehr von den Selbstpsychologen und Relationsanalytikern betont wird (ich verweise auf die soeben erschienene schöne Arbeit von Paul Ornstein, 2004: "The elusive concept of the psychoanalytic process", JAPA, 52: 15-42). Ich glaube, beide Seiten ergänzen sich. Jede Einseitigkeit blockiert die analytische Arbeit. Und es sind gerade die sehr schweren Fälle, wie Fiona, die uns genau zeigen, wie flexibel wir sein müssen, um allmählich den Patienten zu größerer innerer Freiheit zu verhelfen. Das Motto scheint mir zu sein: "Konflikt und Komplementarität," oder, wie ich schon früher oft zitiert habe: "*Contraria sunt complementa.*"

In den nächsten Tagen wende ich mich dem eigentlichen Thema der Verwandlung durch das wiedergeborene Auge in spezifischerer Form zu. Ich habe mich entschlossen, dass es für unsere Diskussion am ertragreichsten sein könnte, wenn ich Ihnen zwei Fälle in großem Detail vorstellen werde. Anhand des konkreten Materials könnte es leichter sein, allgemeinere Probleme der Behandlung zu studieren. Von dem gegebenen Material führen nämlich Ideen wie Speichen in viele Richtungen, ganz ähnlich, wie ich es gegenwärtig in einem Talmudseminar, das ich besuche, erlebe. Diese Vielfalt der Richtungen, in die unsere Gedanken ausstrahlen können, macht die Arbeit so bereichernd und aufregend.

Sollten wir noch Zeit haben, werde ich mit Ihnen, wenigstens auszugsweise, eine größere Arbeit teilen, die ich anhand eines "review essays" für das JAPA zum Thema des Terrorismus und der damit verbundenen Thematik der Traumatisierung im breiten soziokulturellen Rahmen geschrieben habe. Wir werden sehen.

Ich möchte aber für heute mit einer Strophe aus einem Gedicht von Eichendorff ("Mondnacht") schließen:

"Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog über die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus"².

Der Zwang, den anderen zu enttäuschen und die Verleugnung der Zeit

Wir alle kennen Patienten, die wie von einem Zwang getrieben werden, alle Erwartungen zunichte zu machen, alles Gute durch Handlung, nicht nur durch Worte zu entwerten, immer wieder Hoffnung zu wecken und diese brutal enttäuschen zu müssen, und zwar mindestens so sehr innerlich wie in den Mitweltbeziehungen: sie selbst sind am grausamsten von sich selbst enttäuscht. Im folgenden versuche ich diesem Phänomen, das einiges mit der negativen therapeutischen Erfahrung und sehr viel mit dem Wesen von Tragödie überhaupt gemeinsam hat, etwas mehr auf die Schliche zu kommen. Zugleich hat es viel mit einer Störung des Zeiterlebens zu tun, dem Kompromißcharakter des Symptoms, die Zeit stille stehen zu lassen.

Theoretischer Hintergrund

In manchen früheren Arbeiten sprach ich über die Allmacht der Verantwortung, und damit die Schwere des moralischen Masochismus: "Ich muß bestraft werden." Dabei tritt dann spezifisch das auf, was mir psychodynamisch, neben der Abwehr gegen die traumatische Realität, am bedeutsamsten erscheint, die Spaltung des Überichs, v.a. in der Zerrissenheit zwischen unversöhnlichen Loyalitäten oder im Sinne der überwältigenden Scham und der ebenso überwältigenden Schuld, und damit die Schmalheit des Pfades zwischen den beiden Abgründen gegensätzlicher Selbstverurteilung. Wenn absolut-genommene Forderungen in Konflikt miteinander oder mit der Realität geraten, kann es keine Lösung geben. Diese Absolutheit der Erwartung und Forderung

² Ich verdanke das Kennenlernen dieses schönen Gedichts Fr. B. Steiner

an sich und an den anderen ist eine Garantie für massive Selbstverurteilung und ständige Enttäuschung am anderen. "Ich kann dann nicht mehr aus dieser Schwarz-Weißwelt herauskommen," klagt eine Patientin, Karin. Ein anderer Ausdruck dieser Absolutheit ist eben die Allmacht der Verantwortung: "Es ist meine Aufgabe, die Eltern zu versöhnen, allen Mißbrauch zu verhindern, alles Unheil gut zu machen. Ich bin zwar schuldig, aber nicht ohnmächtig." Oder wie es in gewissen Strömungen der Mystik heißt: "Jeder ist für jeden anderen verantwortlich. Jeder ist an allem schuld" (z. B. bei Staretz Zosima in den "Brüdern Karamazov" und in der lurianischen Kabbalah) Als Folge davon beobachten wir dabei sehr häufig etwas wie einen Zwang, den anderen immer wieder zu enttäuschen: jedes Versprechen, jede Erwartung, jede Verpflichtung wird ins Absolute gesteigert und muß dann gebrochen werden. Jede neue Aufgabe kann zur Gelegenheit werden, erneut gedemütigt zu werden, als Narr dazustehen und zugleich den anderen zu narren. Genauer analysiert zeigt es sich dann, daß es im Widerspruch stehende Ideale und Verpflichtungen sind, die die Enttäuschung des Anderen unausweichlich machen. Oder, wie es in dem heutigen Fall allmählich klarer wird, sind es prägnante "double-bind-Mitteilungen, die zu massivem Ausagieren dieser Art führen. Doch was dahinter steht, ist die Selbstverurteilung angesichts der Absolutheitsforderung, namentlich der Loyalität oder der Verpflichtung gegenüber sich widersprechenden Forderungen: Jeder Erfolg, ja jedes Erleben von etwas Gutem ist selbst schon Illoyalität und Verrat und muß sabotiert werden. Die negative therapeutische Reaktion ist ein Sonderfall dieses Phänomens. Eine andere Folge der Absolutheit der Erwartung kann die Doppelheit von Ressentiment und Sonderanspruch (entitlement) sein: "Mir ist soviel Unrecht geschehen. Ich darf daher jetzt alle Grenzen des Billigen und Möglichen überschreiten." Es ist die Arroganz des Märtyrers.

Doch nun möchte ich Ihnen über einen Fall berichten, bei dem dieses Phänomen dramatisch ist und sich verheerend auswirkt und mir seit Jahren große Probleme von Technik, von Übertragung und Gegenübertragung stellt. Es ist unzweifelhaft eine der schwierigsten Behandlungen, die ich je durchgeführt habe. Ich werde Ausschnitte aus der Anfangszeit, der Mittelzeit und aus späteren Phasen der Behandlung bringen, und darin auch mehrfach theoretische Erwägungen einfließen. Ich beginne jedoch mit einem Zitat von Karl Valentin, das ich einem anderen Patienten verdanke und nun als Überschrift über den nächsten Teil setze:

"Das ginge, aber das geht nicht."

Seit 7 Jahren sehe ich, mit längeren Unterbrüchen, eine jetzt 34 jährige Studentin im Bereich des Gesundheitswesens, "public health," Fiona. Sie kam seinerzeit (im Januar 1997) wegen eines schwerst

traumatischen Zwischenfalls, nämlich einer Vergewaltigung, zu mir. Sie ist die mittlere von drei Töchtern aus irisch-amerikanischer Familie— ihr Vater ein autoritärer, äußerst rechthaberischer Zwangsneurotiker und pensionierter Geschäftsmann, ihre Mutter hoch adipös, die geschickt sich immer in eine Märtyrerrolle zu begeben vermag, was ihr denn auch bei ihrem Mann nicht schwer fällt. Die 3 Jahre ältere Schwester war immer sehr dominierend und der Mutter gegenüber konfrontativ und haß- und vorwurfsvoll. Die um 2 Jahre jüngere Schwester hatte, wie die Mutter, schwere Eßstörungen, mit Episoden lebensbedrohlicher Anorexie und Bulimie, die Hospitalisierungen und auch eine Operation zur Beseitigung der Parotis erforderten, da sie infolge des induzierten Erbrechens ein sogenanntes "chipmunk face," ein Streifenhörnchengesicht entwickelt hatte. Ihre Fähigkeit zu lügen und zu manipulieren ist phänomenal, ihr Abusus von Drogen und Alkohol ist manchmal evident, zumeist aber geschickt getarnt. Fiona selbst hat Episoden von Freßanfällen, doch ohne Erbrechen, und schämt sich dann monatelang so heftig für ihre Gewichtszunahme, daß sie sich kaum mehr zeigen mag. Dabei ist sie sehr schlank und zeitweise sportlich, erstieg, z.T. allein, den Kilimandjaro, sprang auf eine Wette hin mit Fallschirm aus dem Flugzeug (skydiving) und übte sogar für mehrere Marathonrennen, die sie aber wegen Muskelzerrungen absagen mußte. Sie ist sehr schüchtern, sehr anpassungs-, ja unterwerfungsbereit, sehr masochistisch und sehr gewissenhaft. Als Kind wurde sie von ihren beiden Schwestern immer dazu gebracht, die Aufgaben in Haus und Garten zu erledigen, die jene verschmähten. Besonders die ältere war sehr eifersüchtig auf sie, und Fiona tat alles in ihrer Kraft, von allen, besonders auch von beiden Schwestern, geliebt zu werden. So zeigt sich als hervorstechende Abwehr ihre Reaktionsbildung gegen alle Formen von Aggression, namentlich Eifersucht und Neid, durch die Selbstverurteilung und Selbstunterwerfung, die natürlich ihr verhaltenes Ressentiment nur noch vertiefen. Sie war und ist daher auch immer äußerst empfindlich auf wirkliche und angebliche Kränkung und bricht in den Stunden sehr leicht in Weinen, Jammern und anklagendes Schreien aus. Auch bei mir verarbeitet sie sehr oft Bemerkungen nach den Stunden in einer Weise, daß deren Umdeutung sie dann als Kränkung und Anzeichen von Vertrauensbruch quält.

Doch das seit langem dominante Problem besteht im folgenden: Wie ihr Vater hat sie große Mühe, Aufgaben anzupacken und zu Ende zu führen, und ist sehr saumselig. Je mehr Druck von außen ausgeübt wird, desto mehr schiebt sie auf, was getan werden soll. Mehr darüber später.

Während ihrer Collegezeit kam es zu einem ersten sexuellen Erlebnis. Sie besuchte betrunken einen Freund in seinem Zimmer. Sie erinnert sich nicht daran, was dann geschah. Als sie erwachte, war sie nackt und blutbesudelt und sah vor sich die Photographien der Braut jenes Freundes.

Bei aller Ängstlichkeit kann sie jedoch auch sehr tüchtig sein. So verbrachte sie im Peace Corps zwei Jahre unter schwierigsten Umständen in Westafrika, um dort die Gesundheitspflege, nämlich die Erfassung von Schistosomiase, aufzubauen — eine Arbeit, die dann zum Kern ihrer Dissertation werden sollte. Auch dort geschah es wieder, daß sie bei einer Geburtstagsfeier für sie von einem Kollegen angeblich für ein Geschenk in sein Zimmer gebeten und dann überrumpelt und vergewaltigt wurde. Sonst hatte sie keine intimen Freundschaften mit Männern.

Was aber in der Neujahrsnacht 1997 an einem fernen Ferienort, wo die Eltern ein Winterhaus besitzen, passierte, war dies: Gegen ihren Wunsch gab sie den Aufforderungen ihrer jüngeren Schwester nach, an einer Party mit deren Freundinnen teilzunehmen. Auch wider ihr Sträuben und besseres Wissen ließ sie sich immer wieder von einem der Gesellen und ihrer Schwester dazu überreden, mehr zu trinken (sie trinkt sonst kaum). Sie erinnert sich noch, wie sie alle in die Wohnung einer der Freundinnen gingen. Dann besteht weitgehende Amnesie. Wie sie am nächsten Morgen erwachte, fand sie sich an Genitalien und Anus verletzt, mit Gewebe- und Kondomfetzen im Anus. Sie war völlig verstört, fand aber wenig Verständnis, kaum Hilfe bei ihrer Schwester und geringe Aufklärung. Später vermutete sie, daß das Getränk mit einer Droge versetzt (spiked) worden war. Sie kehrte nach Baltimore zurück. Wenig danach stellte sie fest, daß sie mit Genital-Herpes infiziert worden war. Als sie ärztliche Hilfe suchte, wurde sie, wie sie es erlebte, nicht ernst genommen; ihr Erlebnis wurde von der Krankenschwester bagatellisiert, wenn nicht lächerlich gemacht. Völlig verstört und in Tränen aufgelöst wurde sie mir vom psychiatrischen Studentendienst als Notfall zugewiesen. Seither sah und sehe ich sie, wie schon erwähnt, mit Unterbrechungen, von früh an auf der Couch, da es mein Urteil damals war und es auch heute noch ist, daß ihr Hauptproblem das einer sehr schweren masochistischen Persönlichkeitsstörung war, die allein durch Langzeitanalyse wirksam behandelt werden könne. Wir begannen diese, 4 mal wöchentlich, in der 14. Stunde.

Die Arbeit am akuten Trauma trat bald in den Hintergrund, und ihre Arbeits- und Stimmungsstörungen bildeten bald den Hauptinhalt, besonders im Zusammenhang mit Prüfungen, bei denen sie zunächst durchfiel. Die Hauptinhalte in dieser frühen Zeit betrafen z.B. ihre "süße Unschuld", die alle aggressiven Gefühle verstecken sollte, und v.a. auch schon damals ihren Zwang, eine Vatergestalt enttäuschen zu müssen, oder in allgemeinerer Fassung: "Ich kann es mir nicht erlauben, erfolgreich zu sein, da ich so sehr auf den Erfolg der anderen neidisch bin" (86) — wohl in der Erwartung, daß auch sie dann das Opfer des Vergeltungsneides der anderen würde. Im Gegensatz dazu, je schwächer sie sich zeigte, desto mehr Unterstützung bekäme sie von ihrem Berater, von ihrem Vater und nun auch offensichtlich von mir — sozusagen eine

geteilte Phantasie: "Ich bin die Dame in Not und ihr seid die allmächtigen Retter... Ich definiere mich so durch den anderen. Wenn es keinen anderen gibt, bin ich nicht vorhanden (When there is no other, I am not here)" (88).

Nach etwa einem halben Jahr (nach Stunde 95) begab sie sich, als Teil ihrer Dissertationsarbeit, für längere Zeit zurück nach Westafrika, kehrte wiederholt für kurze Zeit zurück und sah mich mehrfach für ein paar Sitzungen, ging dann in Afrika eine intime, länger dauernde Bindung an einen lokalen Beamten im Gesundheitswesen ein, der angab, seine Heirat sei nur pro forma und nicht wirklich vollzogen, und ihr auch verheimlichte, daß er andere Partnerinnen zu beglücken suchte. Sie brachte ihn mehrfach auf eigene Kosten nach Amerika und half ihm beruflich auch sonst in mancher Weise, bis sie endlich entdeckte, wie massiv sie belogen worden und wie sehr sie selbst eine Künstlerin im Verleugnen war.

Im Herbst 1999 (Stunde 105) suchte sie mich erneut auf, um mit jener katastrophalen Enttäuschung fertig zu werden, und seither sah sie mich bis in den Spätsommer letzten Jahres in vier- bis fünf-stündiger Analyse und seit September ein bis zwei mal wöchentlich wegen der intensiven Dissertations- und Examensvorbereitungen (bis jetzt 766 Stunden). Unter sehr großen inneren Schwierigkeiten schloß sie das Studium, bis auf die Dissertation, ab, brach mit jenem Überseefreund, hatte mehrere, äußerst unglückliche, sie erniedrigende Männerfreundschaften; eine war intim und endete ebenfalls mit einer Vergewaltigung (sie sagt, von 5 sexuellen Beziehungen seien 4 mit Vergewaltigung verbunden gewesen). Dazwischen hatte sie mehrere Lokaloperationen für ein Melanom und bedrohlich scheinende Naevi.

Trotz ihrer Selbstsabotage, der starken zwangsneurotischen Arbeitsbeeinträchtigung und depressiven Grundeinstellung findet sie Anerkennung für das, was sie, oft unter großen Opfern an Schlaf und Freizeit, zustandebringt. Lange Zeit war sie sehr einsam, voller Scham über ihr Alleinsein und einer Mischung von demütiger Unterwürfigkeit und verhohlenen Groll darüber, ausgenutzt oder gekränkt worden zu sein. Gerade im Zusammenhang mit den vielen Formen der Verleugnung war es auch möglich, mit ihr darüber zu sprechen, wie leicht es ihr fiel zu lügen, oft auch, wo es gar nicht besonders schwer gewesen wäre, ehrlich zu sein. Sie folgte darin einer ehrwürdigen Familientradition. Oft hatte es damit zu tun, daß sie den zudringlichen Fragen ihres Vaters und seinen Vorwürfen auszuweichen suchte. Andere Male war es ihre Angst, sich vor ihrem Studienberater oder vor anderen Autoritätspersonen wie mir oder Freundinnen und Freunden bloßzustellen, oder sie wollte es vermeiden, jemandem direkt Nein auf ein Ansinnen hin zu sagen. Es ist auch charakteristisch, daß sie niemals ihren Eltern von jenem Neujahrsnachtstrauma erzählen konnte. Sie beobachtete auch, wie oft sie in der Behandlung versucht war, Peinliches zu verschweigen. Im Ganzen

hat sich dieses Verschweigen und Lügen im Laufe der Analyse stark zum Guten verändert.

Was aber eher schlimmer geworden ist, ist die Blockierung, eine schriftliche Aufgabe und die damit verbundenen Verpflichtungen zu erfüllen. Alle Vorbereitungen auf Examina waren ebenfalls schwer behindert, und sie mußte diese immer wieder aufschieben, fiel auch mehrere Male durch, da sie sich ungenügend vorbereitet hatte, indem sie gewöhnlich entweder sich in Nebenaufgaben oder vor dem Fernsehen zwanghaft verlor oder völlig gelähmt war und sich in Eßzweigen und anschließenden Selbstverurteilungen erging, oder aber unendlich viel Zeit an Freundesdiensten vieler Art verbrachte und dabei ihre Hauptaufgabe vernachlässigte (sie erweiterte ständig ihren Freundeskreis).

Doch geht diese Arbeitsstörung weit bis in die Kindheit zurück. Auch dort vermochte sie mehrfach nicht, große Projekte zu beenden, ohne daß dies allerdings Folgen gehabt hätte, da sie sonst eine so gute Schülerin war. Viel häufiger trat aber ihr Vater in die Bresche, schrieb für sie das Erforderliche, und zu ihrer großen Beschämung bekam sie dann die Belohnung für etwas, das sie gar nicht geleistet hatte, z. B. die Veröffentlichung eines Aufsatzes in einer Schulzeitung. Im College mußte die Beendigung (graduation) etwa 2 Jahre hinausgeschoben werden, da sie eine Kursarbeit nicht zu beenden vermochte, und es war ihr erst möglich das zu tun, als ihr Eintritt ins Peace Corps dies erzwang.

An ihrer Dissertation laboriert sie nun auch schon manche Jahre, seit 1995, herum, und in den letzten 4 Jahren steht sie immer nur wenige Monate, ja Wochen vor deren Beendigung, wie sie auf Anfragen von Freunden und Verwandten angibt, wie es auch ihr "adviser" annimmt, und was auch sie selber oft wähnt. Doch diese zu schreiben fällt ihr unüberwindlich schwer. Nun kam noch etwas anderes dazu: Im Frühling 2002 wurde sie von einem früheren Studienkollegen angefragt, ob sie an einer bestimmten Stelle in der WHO interessiert sei. Nach einigem Zögern und mit viel Selbstunsicherheit meldete sie sich dafür an, mußte aber die Zusicherung geben, daß sie, bevor sie dort im November 2002 anfangen, ihre Dissertation völlig beendet haben werde. Sie arbeitete mit vielen Unterbrechungen daran, war aber immer mit dieser oder jenen statistischen Vorbereitung nicht zufrieden und kam nie zum eigentlichen Schreiben. Im Oktober 2002 traf sie sich mit ihrem künftigen Vorgesetzten, der seine Bedenken über ihre Saumseligkeit und sich auch kritisch über ihre Art der qualitativen Forschung äußerte. Doch gab er ihr einen Aufschub von 2 Monaten. Sie setzte das Datum der "defense" auf Ende Januar 2003 fest, gab fast alle ihre anderen Verpflichtungen auf, merkte aber gegen Ende Dezember, einige Tage vor dem Ablieferungsdatum der Dissertation, daß sie immer noch nicht alles beisammen habe. Mit dem Schreiben hatte sie auch überhaupt noch nicht begonnen. Sie dachte, das Examen um einige Wochen zu verschieben. In der Annahme des festen Datums Ende Januar wurde sie von der WHO

eingeladen, anfangs Februar nach Genf zu kommen. Sie ging denn auch dorthin, obwohl sie mitgeteilt hatte, daß sie die "defense" um einige weitere Wochen aufschieben müsse. Sie war begeistert von ihrem 2-wöchigen Aufenthalt in Genf, hatte sich auch mit dem Kollegen, der sie ursprünglich eingeladen hatte, tiefer emotionell eingelassen und hoffte schon auf eine wertvolle und feste Verbindung mit ihm, verweigerte ihm aber sogar einen Kuß. Sie bekam bei ihrer Abfahrt die Auflage, innert einer Woche einen Bericht, eine Literaturübersicht mit Empfehlungen, zum Thema der Eklampsieverhütung zu schreiben. Von da ab laborierte sie nun die folgenden 4 Monate daran herum. Sie las vielleicht 200 Arbeiten, schrieb auch Auszüge, doch war sie über die Einleitung auch im Juni nicht hinausgekommen, hatte sich andererseits auch nicht mehr, nach kurzen Mitteilungen zu Beginn über einen kurzen Aufschub, mit dem Auftraggeber oder dem Freund dort in Verbindung gesetzt. Sie war gequält, fühlte sich beschämt, besonders auch vor mir und ihrem Studienberater, den sie nach einigen Monaten der Verheimlichung ins Vertrauen gezogen hatte, uns ihr Versagen beichten zu müssen. Der "adviser" verpflichtete sie nach etwa drei Monaten dazu, ihm jeden Tag einen Bericht über ihre Fortschritte zukommen zu lassen, und bei mir hörte sie auf, über die Arbeit oder deren Blockierung zu berichten. Es schien ihr, daß, je mehr sie mir über ihr Versagen oder neue Abschlußpläne berichtete, desto mehr sie sich gezwungen fühlte, noch mehr zu versagen. Natürlich rührte sie auch ihre Dissertation seit Januar nicht mehr an. Sie verbarg sich vor ihren Freundinnen und gab auch ihren Eltern, die ihr Studium weiterhin völlig finanzierten, nur ausweichende Auskunft.

Ende Juni legte sie dann endlich jenen Bericht auf die Seite und kehrte zur Arbeit an ihrer Dissertation zurück, indem sie durch einen Bekannten eine völlig neue Art von Forschungsdaten in Afrika sammelte und analysierte und dadurch hoffte, der Gesamtarbeit größeren Wert zu verleihen. Dies nun organisierte sie mit großem Eifer und gutem Ergebnis, aber wie sei dann begann, die neuen Daten zu analysieren, begann sie einem anderen, ebenfalls steckengebliebenen Kollegen aus Asien zu helfen und widmete nun all ihre Zeit der Aufgabe, ihn durch die Beendigung seiner These und deren Verteidigung zu lotsen. Sie ließ sich mit ihm auch körperlich ein, obwohl sie wußte, daß auch er nicht frei war: er befindet sich in einem verwickelten Scheidungsprozess und dem Kampf um das Sorgerecht für seine 3 Kinder und plante, nach dem Doktorat in den Orient zurückzukehren (was denn auch anfangs November geschah).

Noch ein anderes Element: Infolge ihrer Nachlässigkeit häuften sich ihre Schulden bei mir auf etwa \$ 7500 an. Die Rechnungen waren immer halb durch die Universitätsversicherung und halb durch ihren Vater bezahlt worden, doch mußte sie diese wenigstens unterbreiten. Auch bestenfalls gab es da immer längere Verzögerungen seitens Versicherung und Vater.

Als ich sie letzten September eindringlicher darauf aufmerksam machte, entschied sie abrupt, zeitweilig nur noch einmal wöchentlich zu kommen, bis sie ihre Dissertation beendet habe.

Zur Gegenübertragung

Man denkt natürlich unmittelbar an meine Gegenübertragung. Die war und ist ein wichtiges Element: In einer Berg- und Talbahn fühle ich mich immer wieder in meinen Hoffnungen bestärkt und ermutigt, und immer wieder von neuem enttäuscht und entmutigt. Ein Bild drängte sich mir besonders bei ihrer Blockade jenes Berichts im letzten Frühling immer wieder auf, als ohne Unterlaß immer wieder ein paar Sätze und Paragraphen der Einführung umarbeitete und in der Tat nie darüber hinaus kam: es schein mir, als ob sie die Klinken an der Toilettentüre der Titanic putze und poliere; ich erwähne ihr das Bild auch. Zugleich ärgerte es mich, der selber sehr oft den Konflikt zwischen einer starken Arbeitsethik und dem inneren Widerstand dagegen spürt, daß jemand sich so seinen passiven Strebungen überließe. Es war (und ist), als ob sie die Passivität aktiv inszenierte und als ob sie nicht genug von einem Arbeitsgewissen und v.a. auch nicht genug Ehrenhaftigkeit gegenüber den Leuten, denen gegenüber sie sich verpflichtet hatte, gehabt hätte. So war ich immer wieder versucht, als scheltende oder erniedrigende Überich-Gestalt einzugreifen. Doch wehe, wenn dann so etwas durchklingt! Damit wird es gewöhnlich nur noch schlimmer; denn es ist blendend klar, daß sie nicht an der Abwesenheit eines Überichs krankt, sondern eher an einem Zuviel, an dessen Absolutheit, das die höchsten Forderungen von Perfektion stellt. Daraus entstammte eine andere Metapher, die auch sie übernahm: die von der Lokomotive, die auf Volldampf läuft, während die Bremsen völlig angezogen sind, und so nicht vom Fleck kommt.

So zweifelte ich in der Tat während Jahren an der Qualität der analytischen Arbeit, da so viel "an der Oberfläche" blieb, i.a.W., daß es sich weniger um einen analytischen Prozeß handelte als um ein stützend-schützendes Ausagieren einer Rettungsphantasie beiderseits. Andererseits war es aber vielleicht so, daß ich mich unbewußt besonders in Acht nahm, nicht eindringend zu sein, nicht zu "penetrieren", d.h. nicht in die aufdringliche Rolle des Vaters und der Vergewaltiger zu verfallen. Auch war und bin ich recht vorsichtig geblieben mit direkten Deutungen von Aggressionen, besonders solchen in der Übertragung, was im Widerspruch steht zu starken gegenwärtigen Strömungen in der Psychoanalyse. Doch ist es eine Art von Motto für meine Arbeit, daß das eigene Leben und Innere beobachtende Auge sich nicht mit Gewalt, d.h. mit eindringlicher Konfrontation und emotionalem Druck, sondern nur mit großer Behutsamkeit und Einfühlung verwandeln kann.

Jahrelang folgte ich den täglichen detaillierten Erzählungen der Tagesgeschehnisse, von den Irrnissen und Wirrnissen ihres sehr beschränkten sozialen und beruflichen Alltags. Es fehlte mir der Überblick über die Dynamik, außer dem stereotypen Gefühl, daß sie sich keinen Erfolg gönnen konnte, um nicht den Neid ihrer beiden Schwestern zu erregen, und um nicht ihre Eltern zu überflügeln, die beide es im Leben nicht zu ihrem Ziel gebracht haben. Die Lösung der Konkurrenzkonflikte wäre damit die masochistische Selbstbloßstellung: "Ich bin keine Rivalin; seid nicht eifersüchtig oder neidisch; ich bin doch eine Versagerin, so fleißig und gewissenhaft ich auch sonst im Leben bin. Ich zerstöre mich ja schon selber." Entscheidend kam aber meine Erkenntnis dazu, die ich ihr auch vorsichtig zu vermitteln suchte: wie aggressiv gegen andere auch diese Inaktion war: Sie machte nicht nur sich selbst zum lächerlichen Toren; sondern jeder, der etwas in sie setzt, mußte sich als Narr vorkommen. Sie erregte im anderen die Wut, die sie in sich selbst zumeist unterdrückte oder höchstens zuweilen mit ihrem Opfersein rationalisieren konnte: "Mir ist Unrecht geschehen" — also ein verstecktes Ressentiment. Diese Wut, die ich in mir stärker und stärker spürte, sah ich als einen wichtigen Hinweis darauf, daß sie in geschickter Weise den anderen blamiert und wütend machte, um nicht selber blamiert und wütend zu sein.

Doch möchte ich jetzt wenigstens kurz über eine Kindheitsphobie sprechen, die indes ihre Schatten bis in die Gegenwart wirft.

Vampir-Phantasie: "Ich will dein Blut saugen"

Wie wir bei Patienten mit Schneideritualen und bei den Opferritualen in den meisten Religionen sehen, hat das Blutverrinnen als Läuterung und magische Verwandlung eine beträchtliche klinische und große kulturelle Bedeutung. Doch gibt es eine andere Art der Blut-Phantasie, der ich bei einer Reihe von Patienten, männlich wie weiblich, begegnet bin, und die auch in der Volksphantasie, wie sie uns, dargestellt in Sagen, Märchen und Filmen, entgegentritt: das angst- wie lustbesetzte Thema des blutsaugenden Vampirs.

Erst vor etwa zwei Jahren (Spätwinter 2002, Stunde 468) hörte ich zum ersten Mal von einer großen Angst in ihrer Kindheit, von Dracula überfallen zu werden. Der Zusammenhang, in dem sie darauf zu sprechen kommt, besteht darin, wie einsam sie sich jetzt fühle, wie sie sich von einem netten Kollegen, der etwas Interesse in ihr zeige, angezogen fühle, und daß sie an die Hochzeit von Schwester und Freundin denke. Das Thema kam auch nur einige Stunden nach einem Traum zur Sprache, in dem ihr afrikanischer Geliebte wieder aufgetaucht war und sie zu verlassen drohte und sie ihn sehr erzürnt mit Schweigen behandelte. Dabei fühlte sie sich von ihrer älteren Schwester unterstützt. In einem anderen Teil Teil des Traumes stellte sich ein anderer

ehemaliger Freund ein. Den hatte sie geliebt, aber er hatte rasch das Interesse in ihr verloren, als sie sich ihm behend als Versagerin präsentierte. Im Traum schenkte er seine Aufmerksamkeit statt ihr einem Ballspiel.

Doch in der jetzigen Stunde 468 denkt sie daran, wie sie gegenwärtig ihre Baumwolldecke vom Fußende des Bettes unter ihren Kopf lege und sie erinnert sich daran, wie sie durch ihre Kindheit hindurch als Schutz vor dem drohenden Vampiren sich ihre Sicherheitsdecke um den Hals zu winden pflegte, um sich vor seinem Biß zu schützen und sich so Zeit zu geben, ihre Mutter zur Hilfe zu rufen. Vor ihrem Schlafzimmer befand sich eine Terrasse, unter deren Dach Fledermäuse herumflatterten. Sie dachte, sie würden sich in die drohende Person mit Reißzähnen und Kragenmantel verwandeln. Ihr Vater hatte einmal, als sie vielleicht vierjährig war, an einer Theaterproduktion der Draculageschichte teilgenommen; und im Schrank befand sich noch ein großes Reklameplakat für diese Aufführung. Vor diesem Bild hatte sie solch panische Angst, daß sie sich weigerte, dem Vater seinen Hut aus dem Wandschrank zu bringen. Das Bild hatte sich für sie magisch in das Ding selbst verwandelt. Ihre Schwestern ergötzten sich jeweils damit, in der Finsternis an beiden Türen ihres Schlafzimmers zu stehen und ihr zuzuraunen: "Ich bin Dracula; ich komme, um dein Blut zu saugen." Oder ihr Vater starrte sie im Wohnzimmer, ohne zu blinzeln, an und sagte nach langem Schweigen plötzlich: "Ich will dein Blut saugen." Oft hatte sie entsprechende Angstträume und suchte dann Schutz bei ihren Eltern. Auch wenn sie, auf Aufforderung ihrer Mutter, sich dann gute Szenen vorzustellen versuchte, wandelten sich diese in Schreckensszenen. Noch heute braucht sie die Sicherheitsdecke als Kissen, um sich notfalls damit den Hals schützen zu können. Das hämische Lachen des Vampirs erinnert sie an das Lachen ihres Vaters auf Kosten anderer. "Ich denke an Fangzähne, Hals, Blutkragen und das böse Lachen." Sie erinnert sich, davor, mit ihrem Vater in der Nacht allein zu sein, Angst gehabt zu haben. "Ein Teil von mir hat Angst, daß jeder Mann ein Draculatyp sein könnte." Es überrascht uns nicht, daß sich dies ja auf eine Art auch wiederholt verwirklicht hat. Mehrere der Männer waren, metaphorisch gesagt, Blutsauger, ausbeuterisch, und ich kann mich auch fragen, ob ich nicht auch in diese Reihe gehören soll, und, beiläufig gesagt, paßt ja auch das Dissertationsthema dazu — die Bilharzia, ein blutsaugender Parasit. Sie fügt hinzu, daß in der Geschichte Dracula am Tag wie eine ganz gewöhnliche Gestalt aussah und sich erst in der Nacht zum Monstrum verwandelte. "Er hatte seine versteckte Seite." Und dasselbe traf auf ihren Vater und auch auf andere Männer zu. Wie sie damals (durch die meiste Kindheit, seit dem Alter von 4 Jahren) gelähmt im Bett lag und nicht zum Lichtschalter gegenüber eilen konnte, da jemand unter dem Bett läge und sie packte, ist sie auch heute angstgelähmt im sozialen Umgang und nur zu oft bei der Arbeit.

Sie vergleicht diesen Terror damit, wie ihr kleiner Neffe eine panische Angst davor habe, daß sein älterer Bruder ihn nicht mehr liebe. Er war krank und im Spital gewesen und eilte dann, nach seiner Rückkehr und noch rekonvaleszierend, dem Schulbus nach, um vom Bruder, der ihn nicht mehr angesehen hatte, die Versicherung zu bekommen: er sei immer noch sein bester Freund, "his best buddy". Genau so sei es ihr in ihrer Kindheit mit ihren Schwestern, aber auch mit ihren Eltern ergangen. Deshalb die massive Aggressionshemmung und die panische Angst vor den von außen kommenden, blutigen Aggressionen des Vampirs. Die ältere Schwester sei immer so gemein gewesen gegen sie, und weinend klagt sie, wie sie, Fiona, aus einem glücklichen kleinen Mädchen zu einem sehr eingeschüchterten, unglücklichen Kind geworden sei. Ebenso seien die Kinder in der Schule so gemein gewesen. Was sie über ihren Neffen beschreibt, ist eine Wiederholung dessen, was sie bei ihren Schwestern, aber auch ihren Eltern so fürchtete. Daher hemmte und wandte sie ihr ganzes Leben all ihre Aggression gegen das eigene Selbst und erschien völlig unaggressiv, erwartete jedoch die blutgierigen Angriffe von außen her. Sie selbst muß das "ständige Opfer — *the perennial victim*" sein: "Ich weiß nicht, wie ich triumphieren kann.". Sie achtete sehr darauf, ja keine Eifersucht oder keinen Neid zu bezeugen.

Ich glaube, der Vampir stellt zugleich ihre intensive Sehnsucht, nahe und geliebt zu sein, ganz besonders von ihrem Vater, die heftige Enttäuschung und Scham über die erlebte Abweisung, die Angst, vom Geliebten in Besitz und aufgefressen zu werden, namentlich von der überwältigenden und kontrollierenden Macht ihres Vaters, verschlungen aber auch von ihren eigenen verzehrenden Wünschen und Affekten, ihre nagenden Eifersuchts- und Neidgefühle gegen die Schwestern, die Wut auf beide Eltern und Schwestern, und die Gewissensbisse — und all dies in dramatisch projizierter Weise und als Kompromißbildung dar (556).

Doch vermute ich, daß sich noch andere Inhalte darin verbergen, v.a. die Vorstellungen von der sadistischen Überwältigung durch den Vater, zuerst lustvoll faszinierend, dann eben beängstigend, und ebenso die Urszene — all dies verdichtet in diesem Emblem ihres Masochismus, der in drei Formen auftritt: sexuell, moralisch und in Beziehungen.

Hier eine theoretische Einfügung: Mein Verdacht in Bezug auf den Teil der Dynamik und Genese ihrer schweren Neurose, die sich bis jetzt völlig der analytischen Bearbeitung entzogen hat, geht, v.a. im Hinblick auf diese Vampirphobie, in die Richtung von Sexualität, vielleicht der Urszene und dem anatomischen Unterschied der Geschlechter. Wie Freud können wir den ödipalen Konflikt im engsten Sinne sehen, und zwar in einem vorwiegend masochistischen Lösungsversuch: den Vater für sich zu haben und die Mutter zu beseitigen, doch nun in einer Form, in der sie sich dem Vater als einer sadistischen Vampirgestalt unterwirft und sich selbst ihm als Opfer darbietet, während sie ihn zugleich provoziert, sich zugleich verstohlen an ihm für seine Untreue, "das gebrochene

Versprechen,“ rächt, doch zum Schluß die ganze Schuld für beides, für die sexuell-masochistische Erfüllung und die Rache, abbüßt. Die Vampirphantasie kann damit als eine Art Schlagephantasie, als “Wesen des Masochismus”, verstanden werden (Freud, 1919, Novick & Novick, 1996) — die sadomasochistische Version von Sexualwunsch und Urszenenerfahrung. Angesichts der ständigen Spannungen und Streitigkeiten zwischen den Eltern nähmen diese Beobachtungen dann traumatischen Charakter an. So wäre es der emotionelle Zusammenhang in der Familiendynamik, die z.B. die Urszene traumatisch machen würde. Hier frage ich mich, ob ich bisher genug Aufmerksamkeit der Analyse des ödipalen Konflikts und besonders der lustvoll-sadomasochistischen Übertragung auf mich geschenkt habe. Zugleich denke ich, daß jeder Mangel an Takt sehr rasch zum Abbruch der Behandlung führen würde.

Widersprüchliche Identifizierungen

Ich möchte nun zu unserer Arbeit zwischen April und Juni 2003 übergehen, als das meiste an produktiver analytischer Arbeit durchgeführt wurde — also zur Zeit, als sie durch die Mühsal mit jenem kleinen Bericht gequält wurde, der sich zu einem Riesenalptraum aufgebläht hatte und als sie offenkundig sich am meisten motiviert fühlte, an diesen inneren Problemen zu arbeiten, statt sich darin zu verzehren, was sie gemeinhin als äußere Anforderungen beschäftigte.

“Was mir Angst macht: Wir sahen, daß meine Motivation darin bestand, hohe Erwartungen zu wecken (to raise the expectations), um sie dann zu zerschlagen (shatter). Das ist ein Muster (pattern). Aber was ist mein Ziel? ... Ich komme nicht weiter mit dem Warum. Es gab mir das Gefühl, ich sei eine schlechte Person.” Ganz evident ist es ein ganz tief im Unbewußten verwurzelter Zwang. Wir haben viele Bedeutungen dafür gefunden, noch nicht aber den Kern, der den Unterschied machen würde (657). Wie können wir weiter kommen?

Eine wichtige Einsicht in jener Zeit vor einem Jahr war die, daß es zuhause eine richtige “double bind message” gab: “Sei für uns erfolgreich, aber bleibe abhängig von uns! Bewähre Dich im Leben, und wir werden auf Deine Leistungen stolz sein, aber sei nicht autonom, bleibe passiv, höre nur auf uns! Wir haben immer recht.” Beim Vater war es unmöglich, eine eigene Meinung zu vertreten. Er bestand darauf, daß er niemals einen Fehler mache und immer Recht habe. Er selbst hat ein schweres Problem mit Aufschiebung und Verspätung. Es ist immer ein haarsträubendes Erlebnis, mit ihm auf eine Reise zu gehen, da alles im letzten Moment und oft gar zu spät geschieht. Er hatte früh Geld durch eine Computerfirma gemacht, überwarf sich aber mit den anderen, verkaufte das Geschäft und lebt seither von den in der Rezession rasch schwindenden Ersparnissen; seit vielen Jahren lebt er nur von den Einkünften der Aktien. Doch seit 20 Jahren hat er den Plan, ein

großartiges Drama zu schreiben. Es bleibt beim Plan, so wie es bei Fiona bei der Einführung zu ihrem Bericht bleibt. Bis jetzt ist er aber seinen Kindern gegenüber sehr großzügig gewesen, hat sie übrigens auch niemals physisch mißhandelt. Solange sie die Hilfsbedürftige bleibt, hat sie seine Sympathie und finanzielle und sogar moralische Unterstützung. Die gegenläufige Anforderung ist bei ihm, einem früheren Marinesoldaten, auch vorhanden: sich nicht schwach zu zeigen, nicht Schmerzen nachzugeben: “Don’t be a wuzz!” Als die ältere Schwester beim Reiten vom Pferd stürzte und sich das Becken brach, verkannte er den Ernst und zwang sie, noch trotz schwerer Schmerzen weiter zu reiten.

Zugleich, und ich halte dies für entscheidend wichtig, fürchtet sie bei jedem Erfolg, daß er das Verdienst dafür (“the credit”) für sich beanspruche, und dasselbe nimmt sie bei ihrem übergeduldigen Studienberater und bei ihrem ebenso übergeduldigen Analytiker an. Auch diese Einsicht scheint nicht weiter zu führen. Ich ahne hinter diesem Beharren auf der Furcht vor dem Verdienstanspruch des Anderen einen ganz tiefen, aber stark abgewehrten Neid. Sie würde es mir und den anderen Vaterfiguren nicht gönnen, daß wir Teil an ihrem Erfolg hätten und sie dankbar sein müßte. Ich spreche das gelegentlich an, wenn der Moment opportun erscheint, bis jetzt jedoch ohne überzeugende Veränderung. Was ich aber dabei sehr vermute, ist die sexuelle Bedeutung des Neides. Was ich damit genau meine, werde ich bald erklären.

Die Mutter steht in ständigem Streit mit dem Vater und sucht ihn, auch vor anderen, sogar ganz Außenstehenden, zu entwerten. Durch ihre massive Eßsucht bestrafe sie ihn ja auch. Ihr Lebensinhalt sei das Opfer- und Märtyrertum. Fiona schildert sie als sehr egozentrisch; auch sei sie chronisch depressiv. Oft wenn die Kinder von der Schule heimkamen, saß sie noch im Pyjama herum, oder sie holte sie stark verspätet von Ballett- oder anderen Stunden ab und schützte sich dann mit Lügen. Sie zeige chronisch ihre Enttäuschung und müsse auch Mann und Kinder immer wieder enttäuschen, wenn sich diese über etwas freuen. Da sie sich für ihr Aussehen und die Unordnung im Haus schäme, sei es den Kindern nur selten möglich gewesen, Freunde nach Hause zu bringen. Das Lügen sei ihr, im Gegensatz zum Vater, fast zweite Natur — konnte sie sich doch in ihrer eigenen Familie nie wahrhaft ausdrücken. Da habe es nur gegolten, den Anschein zu wahren, nicht wirklich zu sein (663). Umgekehrt schämt sich Fiona darüber, daß ihre Mutter nicht ihren (Fionas) Freunden gegenüber großzügig sein könne. Trotzdem sucht Fiona bei ihr immer Hilfe in Angst und Verzweiflung und fühlt sich bedingungslos von ihr ermutigt und unterstützt; doch habe gerade diese vorbehaltlose Bestärkung etwas Unglaubliches oder Billiges an sich.

Andererseits fühlt sich Fiona schuldig dafür, daß sie von der Familie wegrennen möchte, während sie gleichzeitig die Abhängigkeit nicht aufgeben will (632). Sie spürt, es sei etwas daran, daß sie mit diesem

Verhalten an ihren Eltern in geheimer und unbewußter Weise Rache ausübe und fühlt sich auch zugleich schuldig über solche Rachedgedanken: sie sei ein undankbares, verwöhntes Ding (brat). Es sei ihr nicht einmal klar, wofür sie sich rächen würde: "Mein Konflikt besteht darin, daß sie mich dafür brauchen, daß ich sie brauche — my conflict is their needing me to need them."

Sie meint, sie tue etwas, den analytischen Prozeß aufzuhalten, und ich sage, wir können annehmen, daß es die gleiche Kraft sei, die ihren Fortschritt beruflich und im Liebesleben verhindere (633).

"Ich bin in einem Gefängnis, und ich halte die Schlüssel," bedenkt sie in der folgenden Stunde. Sie lebt im Arbeits- und Liebesleben und in der Übertragung ihr Familienleben wieder. Wie? Fiona erlebt es so, als ob sie von ihrer Familie nicht gehört oder gesehen würde. Jeder habe seine eigene Agenda, alles sei verhüllt. Sie fügt auch hinzu, daß man so darauf trainiert werde, stets nach Alternativbedeutungen zu suchen; die Kommunikation zuhause sei nie direkt; alles müsse man aus Blicken und Körpersprache erschließen. "Was man wirklich sagte, war irreführend." So komme es, daß sie immer die Dinge überdeute, nicht zuletzt auch zwischen uns (637). Die Antwort auf eine andere Meinung oder eine Auseinandersetzung bestand namentlich bei der Mutter aus trotzigem Schweigen und Schmollen; doch auch der Vater war und ist ein Meister darin. Keiner in der Familie erreiche sein Potential, und jeder sehe die Schuld beim anderen: "Für den Vater sind wir der Grund, warum er sein Drama nicht schreiben konnte, und die Mutter ist miserabel mit dem Vater, aber sagt, sie sei nur bei ihm geblieben wegen mir, da ich sie gebeten habe, ihn nicht zu verlassen. Sie hält das über meinem Kopf." Sie fährt weiter: "Es bestand dieses starke Verbot daheim, etwas Bestimmtes zu wollen und es zu deklarieren, ein Ziel zu haben: das galt als etwas Selbstsüchtiges; das sollte man nicht tun. Warum sollte man sich gestatten hervorragen, wenn alle anderen behindert (handicapped) sind?" Dies gilt sehr stark namentlich für die weitere Familie der Mutter (637). Fiona ist daher teilweise mit dieser chronisch enttäuschenden und psychosozial gelähmten Mutter identifiziert, während sie zugleich sich bemüht, das Gegenteil dieser verhaßten Identität zu sein. Sie könne sie nicht verlassen; beide wären miserabel. Dazu komme, daß sie jetzt versuche, das Problemkind zu sein, das ihre jüngere Schwester so lange gewesen ist, und so Sonderaufmerksamkeit zu erreichen, und nun genau so bei mir und im Studium: "Ich muß der Leim sein, der die Eltern zusammenbindet. Sie kommen zusammen für die Krise, wenn ich ihre Hilfe brauche." Es ist eine machtvolle Abwehr ihrer eigenen Wut auf die Eltern. Hier erinnert sie sich an ein Bild aus ihrer Kindheit, als sie vielleicht 5jährig war: "Mein Sitz war neben dem meines Vaters. Ich schenkte mir ein Glas Milch ein. Es war voll. Ich fühlte seine Augen auf mir: 'Du wirst es verschütten.' Und so war es denn auch [sure enough!]. Ich zweifle an mir, und ich verschütte sie. Wenn jemand

Zweifel an mir zeigt, gerate ich in Panik und beweise ihnen, daß sie recht haben. Und zugleich bin ich böse darüber [I resent it]. Das war auch so, wenn mein Vater mein Schulprojekt beendigte: auf der einen Ebene war ich erleichtert und befriedigt wegen seiner Befriedigung. Andererseits war ich voller Ressentiment und Ärger, da er mir dadurch kundtat, daß ich es nicht tun konnte, daß ich es nicht gut ausführen könne [couldn't do a good job]."

"So war Ihre eigene Identifizierung [Teilidentität von früh an] die einer Versagerin [failure], und wenn wir auf beide Eltern schauen, waren sie im Grunde auch Versager."

"Mein Vater fühlte das über sich, und er überkompensierte dafür. Doch fühlt er, daß etwas fehlt: daß er keinen Erfolg zustande gebracht hat."

"Und Sie können es sich auch nicht erlauben, erfolgreich zu sein. Und bei Ihrer Mutter ist dies sogar noch viel schlagender der Fall [strikingly so]. Und hätten Sie Erfolg, würden Sie sich schuldig fühlen."...

Ich bemerke: "So daß Sie es auf die Zweifel [apprehension] an Ihnen bei anderen [Vater, Auftraggeber in Genf] schieben, während der wirkliche Inhalt der ist: 'Es ist gefährlich, erfolgreich zu sein. Ich darf nicht konkurrieren [compete].'... Gegenüber dem Vater: 'Du willst die Macht und die Kontrolle? Ich habe die Macht, indem ich es zerstöre.'"

Sie bestätigt: "'Du denkst, du kannst mich kontrollieren? Du kannst das nicht.' Es war fast bewußt am Ende des College. Je mehr er hinter mir her war [hounded me], umso mehr trotzte ich."

"Und jetzt ist es das Gleiche: Sie stehen ganz am Rand [cusp] von Doktorat und einer vielversprechenden Stelle, und sie sind grimmig entschlossen [hellbent], beides zu zerstören. Es ist eine feine [sublime] Rache: Sie lassen sie weiß Gott wieviele Jahre bezahlen, und am Ende zerstören Sie es." Kurzum: offene Unterwerfung, geheimer Trotz, Rache und schließlich Schuldgefühle, die allen Erfolg verhindern.

Hier weise ich nochmals auf meine Bemerkungen am Anfang des Seminars über die Bedeutsamkeit auch von Deutungen außerhalb der Übertragung zurück. Man kann gerade in einem so schwierigen Fall wie Fiona die gegenteilige Überzeugung hegen und es mir schwer ankreiden, daß ich eben nicht alles, am allermeisten die untergründige Aggressivität, immer wieder und konsequent als auf mich bezogen gedeutet habe. Ich selber stelle mir diese selbstkritische Frage immer wieder. Doch habe ich stark das Gefühl, daß sie solche insistierenden Übertragungsdeutungen eher als Penetration und narzißtische Verletzung erlebt und das immer wieder fragile Arbeitsbündnis noch mehr erschüttert und die Fortsetzung der Arbeit in Frage gestellt hätte. Doch wer weiß?

"Double bind" und gespaltene Loyalitäten

Ich erweitere die Deutung etwas später: "Es besteht ein sehr tiefer Wunsch, erfolgreich und die Beste zu sein, besser als Ihre Eltern und Ihre

Schwwestern, und zugleich eine sehr tiefe Angst davor und ein Verbot dagegen... Es ist ein tiefer 'double bind': 'Sei besser, als wir sind, aber sei nicht besser, als wir sind', und das ist ein unlösbarer Konflikt. Daher müssen Sie sie immer auf Sie stolz machen und gleichzeitig sie enttäuschen."

"Ich kann das bei meiner Mutter sehen: einen Teil, daß sie glücklich ist für mich, und einen Teil, daß sie Ressentiment über mich hat [resents me] ."

"Und beim Vater: er will, daß Sie eine erfolgreiche Erwachsene seien, und zugleich kann er Ihre Unabhängigkeit nicht ertragen. Ich vermute, daß das sogar für ihr eigenes Leben auch gelte: daß sie selbst mit einem ähnlichen 'double bind' erzogen worden waren: 'Sei unabhängig, aber denke nicht selbständig [be independent, but don't think on your own]!'."

Die Patientin bestätigt das sogleich, sowohl für ihre Mutter wie auch für den Vater. Die Mutter hat einen sehr autoritären Vater, der ihr sagte, sei könne entweder ins College gehen [d.h. ausziehen] oder ein Auto und einen Job haben, aber sie müsse daheim bleiben; sie entschied sich für das Letztere. Am Tag, als sie heiratete, sagte er ihr, sie sei 'out' und dürfe nie mehr zurückkehren, außer auf Besuch; sie habe ihr Bett gewählt, und darin müsse sie nun liegen — auch wenn es Schwierigkeiten in der Ehe gebe, was in der Tat sehr bald der Fall war. Es war endgültig. Sie wurde bestraft dafür, daß sie ihren eigenen Weg ging: "Wenn du gehst, schlagen wir die Türe zu."

Beim Vater war es so: er hatte einen alkoholischen Vater und eine sehr zwanghafte Mutter, immer voller Sorgen [worrywort]. Sein Vater, "ein Bankier, der nicht in sozial bewußter Weise lebte," und der ihn nie lobte. "Sicher wollte er [der Großvater] stolz auf seine Söhne sein, aber nicht, daß sie ihn überflügelten und ihn dafür beschämten, was er erreicht hatte." So begann er (Fionas Vater) mit großen Ambitionen. Er versuchte, sich dadurch zu beweisen, daß er ein großes Haus in einer prestigösen Nachbarschaft kaufte, obwohl er nicht die Mittel dazu hatte. Auch jetzt sei er sehr auf Triumph aus, befinde sich immer in Rivalität, selbst mit Kinderspielzeugen seiner Enkel. Sie erwähnt, daß ihr Vater eifersüchtig darauf war, daß sie in das Peace Corps ging: "Mach mich stolz, aber überhole mich nicht! [Make me proud, but don't surpass me!]" Er hatte sich selbst dafür angemeldet und sollte dafür einen Essay schreiben, warum er eintreten möchte, und er schrieb ihn nie."

"Also genau das Gleiche, was Sie mit der WHO tun."

Verschmelzung und Getrenntheit, Abhängigkeit und Unabhängigkeit, Unterwerfung unter Autokratie und Autonomie in der Willensbildung ist in der Tat eine umfassende Grundpolarität, ein zentraler Konflikt nicht nur intrapsychisch, sondern sehr wesentlich innerhalb der ganzen Familie und Familientradition. Die Trennung wird in der Tat als eine Untreue, als ein Vertrauensbruch erlebt, den die Patientin nun in kompulsiver Weise in ihren Versprechungen und deren Bruch reinszeniert — als

Kompromißbildung zwischen den beiden Gegensätzen. Eine konkrete Ausgestaltung davon ist der in dieser Familie ständig schwelende Loyalitätskonflikt: sie versucht immer, es sowohl dem Vater wie der Mutter recht zu machen, und was dem einen natürlich gefällt, mißfällt dem anderen. Sie bestätigt, daß die beiden Eltern die Kinder ständig für sich im Kampf gegen den anderen zu gewinnen suchten. Das ist selber ein lähmender Konflikt: die Unterstützung für den einen gilt als Untreue gegenüber dem anderen. Die Mutter habe ihr immer vorgeworfen, sie sei wie der Vater, und meinte dies im negativen Sinn: "Ich fand keinen Ausweg; es war so eingefleischt [engrained] in mir: ich sei schlecht; sie habe mich nicht gern. Jetzt sehe ich, daß sie mich liebt und mich vermißt" (663). Treu dem einen zu sein, bedeutet, dem anderen nicht treu zu sein, und das heißt denn auch, daß es unvermeidlich wird, immer wieder ein Versprechen zu brechen (645).

Natürlich ist auch die Therapie selbst ein Grund für einen intensiven Loyalitätskonflikt zwischen mir und ihren Eltern, und damit für eine negative therapeutische Reaktion: sie schade mehr, als daß sie nütze. Alles Gute muß entlarvt werden als schlecht, als ob sie es nicht verdiente (647, 651/2). Sie darf mir, wie ihrem Berater und Vater, nicht den Erfolg gönnen; sie muß uns durch ihren eigenen Mißerfolg zur Niederlage bringen. Auch hier ist es wieder eine Kompromißbildung zwischen Unterwerfung und Trotz, zwischen Suchen nach Annahme und Neid.

Ich schalte hier wiederum einige theoretische Gedanken ein.

Zur Frage des Neides und der verdrängten Sexualphantasien

Ich erwähnte zuvor mehrfach und in verschiedenen Zusammenhängen die Frage des Neides, der untergründig und doch nicht völlig verborgen sicher eine große Rolle spielt — vordergründlich v.a. als Angst vor dem Neid der anderen, doch hintergründig und dynamisch vordringlich in der Form, es den Vaterrepräsentanzen nicht zu gönnen, daß sie erfolgreich wären. Selbst dieses Thema tauchte schon in der ersten Sparte der Analyse in 1997 auf. Dieser Neid versteckt sich dann hinter einer zwiefachen Rettungsphantasie: selber die Retterin anderer in Not zu sein, oder aber selber das Opfer zu sein, das nach Rettung schreit und sehr geschickt v.a. ältere Männer zu ihrer Errettung rekrutiert, doch sich dann sogleich dafür schämt und die Hilfe entwertet und ausschlägt. Doch was postuliere ich, was dahinter stecke? Ich meine dessen sexuelle Bedeutung.

Der heute vielfach verpönte, ja politisch nicht korrekte Penisneid ist eine psychodynamisch wichtige Tatsache, ebenso wie die Kastrationsangst es ist; aber, wie ich immer wieder betone, er selber ist dynamisch schon abgeleitet, eine Abwehr durch Sexualisierung von tieferen Konflikten. Die zugrunde liegenden Gefahren und Verluste werden typischerweise sexualisiert; die verschiedenen Angstformen und

depressiven Affekte werden schon in sehr früher Zeit in lustvolle Erregtheit verwandelt (Fraiberg, 1982) — statt Angst und Schmerz lustvolle Erregtheit. Die Abwehr richtet sich dann spezifisch gegen diese sexuelle Umdeutung und nimmt selbst wieder stark erotischen Charakter an, eine Charakterhaltung, die starken Haß verdeckt, oder es besteht eine ganz tiefe Sexualangst überhaupt, besonders intensive Angst über jede Sexualität, die mit Liebe verbunden ist, wie das bei Fiona der Fall ist. An die Stelle des als traumatisch erlebten "Lochs" in der menschlichen Beziehung (Bach 1994), der Lieblosigkeit, der affektiven Kälte und Seelenblindheit der Umgebung, tritt die Beschäftigung mit dem anatomischen "Loch" und der scheinbaren anatomischen Defektivität, wenn es keinen Penis gibt. *Diese phallogozentrische Orientierung ist eine sexualisierende Abwehr gegen tiefere Affekte von Angst, Trauer und Schmerz, die aus den traumatischen Ursprungsbeziehungen in der frühen Kindheit herkommen.*

Zu diesem Bereich der Sexualisierung als Abwehr gehört ein anderer psychodynamisch überaus wichtiger Themenkreis, den ich schon mehrfach erwähnt habe: die Urszene, die wirkliche oder vermutete Beobachtung des elterlichen Geschlechtsverkehrs, und die damit verbundene Überstimulierung und widerstreitenden Gefühle. In meiner Erfahrung werden oft alle anderen Traumata gleichsam gebündelt in diesem Erinnerungs- und Phantasienstrauß. Namentlich furchtbare Streitigkeiten und Kämpfe zwischen den Eltern sind Urszenenäquivalente: sie werden hochsexualisiert als Abwehr gegen den erlebten Terror, und damit hoch überstimulierend, und werden zugleich als "Penetration", ja als eine Art Vergewaltigung mit Panik erlebt. Ganz allgemein gilt dann: Alle Sexualität wird mit Gewalt gleichgesetzt, und alle Gewalt wird sexualisiert.

Bei Fiona treffen wir das wiederum in agierter Form an: emotionelle Nähe ist bei ihr nie sexuell gewesen (vielleicht mit Ausnahme des letzten Mannes, dem sie bei dessen Doktorat geholfen und der sie dann, in ihrem Erleben, recht schnöde verlassen hat); und sexuelle Nähe ist bis jetzt immer mehr oder weniger mit Gewalt oder Betrug, und damit mit massiver Erniedrigung verbunden gewesen.

Ich möchte nun diese These im Licht von zwei sehr neuen Arbeiten, die ich vor kurzem gelesen, noch weiter vertiefen. Rosemary H. Balsam vertritt in einem sehr eindrücklichen Artikel, "The Vanished Pregnant Body in Psychoanalytic Female Developmental Theory," (JAPA, 2003, 51: 1153 - 1179) einem Artikel übrigens, der soeben den JAPA-Preis für die beste Arbeit in den letzten beiden Jahren gewonnen hat, die Ansicht, daß "der schwangere Körper — das hauptsächlichste Bild (premier icon) des reifen weiblichen Körpers — aus unserer psychoanalytischen Theorie der weiblichen Entwicklung entschwunden ist. Bis wir imstande sind, diese missende Wesenheit auf gleicher Ebene wie den Phallus wieder einzusetzen (restore), bleibt die Entwicklungstheorie für beide

Geschlechter fixiert in Phallogozentrismus" (S. 1153). "Weibliche genitale Angst" sei nicht identisch mit Kastrationsangst; letztere paßt zur Psychodynamik des Knaben, nur sekundär oder tertiär zu der des Mädchens. Männer und Frauen folgen getrennten Entwicklungslinien (S. 1157). Die spezifischen Details des schwangeren Körpers und der Geburt und die damit verbundenen Phantasien seien jedoch ausgelöscht oder ausgelassen und durch Bezüge zu männlichen Körperphantasien (oder Phantasien vom männlichen Körper) ersetzt worden. Das Entscheidende dabei sei die Plastizität des anatomischen und physiologischen weiblichen Körpers während der Entwicklung; d.h. Mädchen und Frau leben in der Erwartung, daß dieser sich ausdehne und dann wieder schrumpfe, um Schwangerschaft und Geburt möglich zu machen (S. 1156). "Der Bauch von gigantischen Proportionen enthält in sich das mysteriöse Leben. Dies ist zumindest so verblüffend (arresting) wie der berühmte erigerte Phallus" (S. 1158). Dies erlaubt dem Mädchen "einen ehrfurchterregenden Blick" ("an awesome glimpse") in seine Zukunft als "mommy". So oft es in der Literatur auch Hinweise auf die Bedeutung des schwangeren Körpers gab, wie Freuds Gedanken über die Sphinx oder Melanie Kleins Betonung der Phantasien vom Uterus als Kinderfabrik, so sehr fehle, nach Balsam, in diesen Theorien "die visuelle und affektive Reaktion auf den geschwollenen Bauch und seine Immensität" (S. 1160/1). Es sei "die unbewußte Angst gerade auch des Mannes nicht nur vor Vulva und Vagina, sondern vor den Genitalien, die fähig sind, ein Baby zu tragen und zu gebären." die für diese Auslassung verantwortlich sei (S. 1166). Diese Einseitigkeit gehe historisch auf die eingeschlechtstheorie von Galen, die bis in neue Zeit aufrecht erhalten wurde, und noch weiter bis auf die Misogynie des Aristoteles zurück.

Ein wichtige Quelle für diese tiefe Angst vor dem weiblichen Körper sei die bemerkenswerte Instabilität seiner Form während des Lebenszyklus. Aus hormonal Gründen geschieht dies ja zu einem gewissen Maß schon während der Menstruation. Dann sind es die Entwicklung der Brüste und Erweiterung der Hüfte während der Adoleszenz, dann wieder die Rückbildung nach der Menopause und natürlich v.a. die radikalen Veränderungen während der Schwangerschaft, nach der Geburt und beim Stillen. "Jede äußere Veränderung (shift) repräsentiert sich ändernde (shifting) innere Zustände und bezieht Bilder und innere Vorstellungen des ganzen Körpers, nicht nur der Genitalien mit ein" (S. 1171). Diese sind offen für Phantasien und, ich würde hinzufügen, zu Konflikten. So wie der weibliche Körper wächst und schrumpft (waxes and wanes), so wird dann auch das männliche Genitale in dieser Fähigkeit besonders erlebt. Gerade in früher Kindheit muß "die Fluidität der Form stärkste Angst auslösen" und dessen späterer Integration in ein Körperbild besondere Schwierigkeit bieten (S. 1177).

Es ist nicht schwer, darin auch die Rolle des Neides zu sehen: des Neides auf die übermächtig fruchtbare und sich verwandelnde

Muttergestalt, deren Schaffenskraft sich im vollen Körper zeigt. Fiona haßt es, voll zu sein, und ist zwanghaft mager — und unfähig zu schaffen.

Im selben Band von JAPA finden wir eine Arbeit von Jeffrey Stern ("Cyclones, Bi-Cycles, and Psychoanalysis: The Witch-of-Us? Complex and *The Wizard of Oz*", 2003, 51: 1241 - 1261), die das Studium der weiblichen Sexualität anhand dieses berühmten Films weiterführt. Während Psychoanalyse, gemeinsam mit Anthropologie und Religion, die Menarche mit Unreinheit und Scham identifiziere, sei sie in Dorothy's Traum mit Macht, Triumph und Stolz verknüpft. Für sie ist die Periode nicht etwas, was sie einfach bekommt, sondern was sie der Mutter gewaltsam wegnehme, ein angstvoller Wunsch, den sie zu verleugnen suche. Sie werde selber zur Hexe, d.h. entweder zu einer Frau als Quelle der weiblichen Kreativität, also eine gute Hexe, oder eine, die diese Schöpferischkeit verloren hat, also eine böse und zornige Hexe, alt und häßlich, die dem Mädchen die Jugend und die jugendliche Sexualreife neidet. Die menstruierende Mutter wird dabei zur Mutter der Menopause, die die Tochter bezichtigt, ihr die Fruchtbarkeit geraubt zu haben. Da herrscht also sehr viel Neid, aber dies ist nicht Penisneid, sagt Stern. "Was Frauen wollen, ist nicht das, was Männer haben, sondern vielmehr was sie glauben, daß andere Frauen besitzen und was sie selber, ihrer Einschätzung nach, niemals besessen oder bereits verloren haben. Dies ist aber Schönheit, also am wesentlichsten Jugend" (S. 1252). "Dorothy ist von genitaler Verstümmelung bedroht, aber nicht vom Vater, sondern von der Mutter, die sie nicht durch Inzestwünsche für den Vater kränkt, also durch ein oedipales Vergehen, sondern indem sie es wagt, der Mutter dadurch die Stirne zu bieten, daß sie aggressiv sexuell ist und es wünscht, der Mutter ihre geliebte Schönheit und prokreative Macht zu rauben; diese sind Verstöße gegen den Narzißmus der Mutter" (S. 1257/8).

Schauen wir zurück auf Fiona, so scheint mir, daß v.a. die Frage des weiblichen Körperbilds bei ihr im Unbewußten eine sehr wichtige und bis jetzt nicht analysierte Konfliktodynamik birgt. Ihre Berufskarriere steht sehr schroff im Gegensatz zu ihrem Wunsch, eine Mutter zu sein und eine Familie zu haben. Doch dieser Wunsch ist ihr keineswegs nur von außen her versagt. Ich glaube, sie muß diesen Wunsch sehr massiv verdrängen, wobei die Ängste eben nicht nur ödipaler Natur wären, sondern sich genau auf die Inhalte bezögen, die ich in diesen beiden Arbeiten zitiert habe. Hinweise darauf finden sich im Material. Sie bedürfen der Sichtung und vorsichtigen Einführung, wenn (und falls) die volle Analyse wieder beginnt.

Ich kehre zur Geschichte der Behandlung zurück.

Fortsetzung der Fallbeschreibung: Der Zwang, zu spät zu sein und den anderen zu enttäuschen, die Aufhebung der Zeitgrenzen und die Frage des tragischen Charakters

"Hilf mir, aber hilf mir nicht!"

Mehr und mehr scheinen mir als allumfassend und bestimmend jene "double-bind-"Mitteilungen" zu sein: "Sei unabhängig, doch zugleich bleib abhängig von uns; habe Erfolg, aber sei nicht erfolgreich; sei besser als wir, ja, die Beste, aber überflügeln uns nicht. Sei loyal zur Mutter, aber sei auch loyal zum Vater. Ich erwarte von dir Perfektion, aber du kannst es ohnehin nicht tun." Sowohl Vollkommenheit wie Versagen werden zugleich erwartet. Und umgekehrt ist es in der Übertragung auf mich gerichtet: "Hilf mir, aber hilf mir nicht" (664). Sie läßt dem Anderen, mir — dem Boss, dem Vater, dem Berater — die Macht und Überlegenheit, ja das Rechthaben, und zugleich läßt sie uns versagen, indem sie selbst versagt (667). Ganz ähnlich ergeht es einer Freundin, die ihr bei ihrer Dissertation helfen möchte: "Ich bemühe mich [struggling]; sie bietet mir Hilfe an, und ich sage: Nein danke" (665). Jetzt erst erkennt sie, wie sehr der Auftraggeber in der WHO ihrem Vater ähnlich sei: "'Ich habe immer Recht; ich führe [am in charge]; ich kontrolliere dich; ich sage dir, was du tun mußt.' So ist es zum Teil meine Rebellion dagegen: 'Ich habe auch Macht. Beobachte dies: Du kannst mich nicht zwingen, dies zu tun.' Meine Macht ist durch Handlungslosigkeit [my power is through inaction]."

Damit ist es dann diese Gegenstimme, so wie Freud es sehr früh festgestellt hat, ein Gegenwille(n), der sie diese wunderbare Gelegenheit verpatzen (blow it) ließ: "Du wirst es trotz allem vermaseln [you will screw it up anyway]." Das sei genau das, was sie spüre, wenn sie vor dem Computer sitze, eine Abstoßung, oder besser gesagt "eine Spaltung: ein Engel schaut mir über die eine Schulter, und ein Teufel über die andere. Der eine sagt: Tue es!, und der andere: Du kannst nicht; gib dem Chef nicht nach; er wird sich doch nur lustig machen über dich. Es gleicht 'cartoons'."

Ich bemerke: "Es ist ein sehr gutes Bild," und vergleiche es mit Mitya Karamazovs "zwei Abgründen in einer Seele."

So ist sie einerseits sehr tüchtig und hat sich durch ihre Arbeit in Westafrika und auch in statistischer Arbeit hier, durch ihre erwiesene große Kompetenz, mit schwierigen Situationen fertig zu werden, viel Respekt geschaffen, und zugleich enttäuscht sie nun alle, mit denen sie in Berührung kommt. Sie berichtet das selbst. Ich antworte: "Das ist das Tragische: Beides ist wahr, und beides tun sie zum Äußersten [to the hilt]. Viele Leute in der Geschichte und Literatur zeigen diese tragische Doppelheit." Sie fragt, an wen ich denke. Ich erwähne Nixon und Clinton. Sie bestätigt: "Ich sah einen Dokumentarfilm über Clinton, wie er nach jedem Erfolg ihn wieder zerstören mußte [screw it up]. Sobald er einen

politischen Erfolg errang, war er mit einer anderen Frau... Dasselbe bei mir: als ich von Genf zurückkam, fühlte ich mich so ermutigt: großartige Stelle, großartige Leute, großartiger Freund, und ich liebte die Stadt. Und dann zerstörte ich alles aktiv. Als ich es gestern meiner Freundin erzählte, quollen in mir die Tränen empor, und ich sah auch Tränen in ihren Augen."

Ich sage: "Es ist im wahrsten Sinne tragisch, ein tragischer Charakter, dieses Bedürfnis sich zu zerstören."

Sie erwähnt, wie eine andere Freundin aus ihrer Therapie zitierte, man verdiene es, glücklich zu sein; und sie habe eine tiefe Überzeugung [sense], es nicht zu verdienen, sage ich. Sie: "Genau!" Ich: "Das tiefe Rätsel für uns ist: Warum?" Und nach einem kurzen Schweigen deute ich: "Da muß eine tiefe Schuld sein, und meine Hypothese ist, daß diese von den Loyalitätskonflikten und den double-bind-Mitteilungen stamme, wo Sie sich immer schuldig zu machen scheinen."

"Ich erklärte das gestern meiner Freundin: daß es besser gewesen wäre, wenn meine Eltern sich hätten scheiden lassen; das Zusammenbleiben half den Kindern nicht. Sie stritten sich die ganze Zeit, und man mußte eine Seite wählen. Ich hasse es zu konfrontieren, aber beim Vater verteidigte ich die Mutter, und bei der Mutter den Vater; so dachten beide, ich sei gegen sie."

"Und Sie wurden unvermeidlich schuldig, und gleichzeitig fühlten Sie sich dafür verantwortlich, die Familie zusammenzuhalten."

"Als ob ich die Macht dazu hätte!"

"Die Allmacht der Verantwortung."

Sie berichtet, sie habe in der Psychologiekunde gelernt, daß Kinder, deren Eltern gestorben waren, besser funktionierten als die, deren Eltern sich scheiden ließen, denn sie nehmen an, es sei ihre Schuld (their fault). Ich ergänze, daß Streiten ohne Scheidung dieselbe Folge (impact) habe.

"Ich wußte seit langem, daß ich etwas mit der Entscheidung zu tun hatte. Und meine Mutter bestätigte diese Idee meiner Verantwortlichkeit: Sie sei nur geblieben, da ich sie angefleht hatte, nicht zu gehen. Sie bekräftigte es: daß es an mir lag [that it was up to me]."

"Also eine unvermeidliche Überzeugung der Schuld (sense of guilt)."

"Daß ihr gegenwärtiges Elend [misery] mein Fehler sei."

"Und dafür bestrafen Sie sich für jeden Erfolg."

"Da ich auch elend sein sollte [because I am supposed to be miserable too]."

"Und das ist wohl die Antwort auf die Frage: Warum?" (671).

Ein paar Stunden nach diesem Dialog, den ich für besonders bedeutsam halte und kurz vor meiner Abreise nach Europa (Juni 2003, 679), gibt sie eine sehr einleuchtende Deutung, die sich manifest auf ihren Auftragsteller in der WHO, daneben auch auf ihren Genfer und andere Freunde bezieht, aber natürlich ebenso für die Übertragung und letztendlich und ganz explizit besonders auch für die Beziehung zum

Vater gilt (sie macht die Verbindung selbst): "Ich verpatze es absichtlich (I deliberately screw up): 'Schau, ich bin nicht perfekt. Du hast mich trotzdem immer noch gern...' Das ist dasselbe, wie was ich in der 6. Klasse tat, als ich mein Projekt nicht ausführte. Ich war der Liebling der Lehrerin, und sie ließ es durchgehen. Sie sollte wissen (I needed her to know), daß ich nicht vollkommen bin, und ich mußte wissen, daß sie mich trotzdem gerne hat. Und so war es denn auch (it worked). Und es war nicht das letzte Mal, daß ich diese Routine ausführte (pulled)."

Ich frage, ob sich dies nicht auch zwischen mir und ihr abspiele. Sie sagt, das sei wohl plausibel, aber sie könne es nicht recht sehen, sprach dann etwas darüber, wie sie an mich überwiesen worden war und vielleicht prüfen wolle, ob sie meine Zuwendung auch verdiene. Ich sage: "Ich meinte mehr im Sinne von: 'Ich will bestätigen (make sure), daß Sie mich noch gerne haben, auch wenn ich sie fortlaufend enttäusche.'" "Richtig. Und ich zeige es auch, wenn ich konstant zu spät komme oder nicht erscheine und nicht abtelefoniere — nicht bewußt und absichtlich. Jetzt fällt mir ein Wort ein, das ich gehört habe: 'Sei einfach das Beste, Fiona, was du sein kannst (Just be the best, Fiona, that you can be)' — statt diesem oder jenem gefallen oder enttäuschen zu wollen."

Am Tag vor meiner Abreise spricht sie über ihre große Angst vor Trennung. Sie erzählt, wie sie als Kind, wenn sie von Zuhause weg, z.B. zu den Großeltern fahren, ritualistisch Abschied vom Haus, von den Bäumen, vom Postkasten und vom Gras nahm, am meisten jedoch vom anderen Auto, das zurückbleiben mußte: "Ich dachte, sie würden mir böse sein und Rache nehmen, wenn ich zurückkomme, oder sie wären nicht mehr da. Ich fühlte solche Sympathie zum andern Auto, daß ich versuchte, es zu trösten und zu stützen (reassure). Ich dachte, das Haus höre mich, die Bäume hören mich. Ich hatte Angst, die Familie würde mich zurücklassen (leave me behind), daß ich nicht vermißt würde, wenn ich nicht dort wäre." Ihre Gedanken schweiften dann zur Stellung in der Geschwisterreihe ab und dazu, wie sie übermäßig aufmerksam (hypervigilant) darauf lauerte, ob sie auch gleich viel Geburtstagskuchen bekomme. Ich sage: "Sodaß das Problem mit der Trennung letztendlich eine Frage der Eifersucht ist: ich werde zurück- oder ausgelassen." Sie bestätigt es und kehrt dann zu den Problemen mit dem Studium und den Arbeitsplänen zurück, zu den Vorschlägen ihres Beraters zum Dissertationsabschluß und zur Übersendung eines provisorischen Berichtes nach Genf, und all ihrer Unentschiedenheit, mit der sie die Stunde eröffnet hatte.

Ich unterbreche hier wieder den Fluß der Geschichte und füge einige Überlegungen mehr theoretischer Art ein, so wie ich sie mir damals machte.

Trauma und Konflikt

In den Ausschnitten wird sehr eindrücklich klar, was die wahrscheinlichste Wurzel ihrer im tiefsten Sinne tragischen Selbstsabotage und Selbstzerstörung ist: die Selbstbestrafung für das unvermeidliche Schuldigwerden in unzähligen Varianten von Loyalitätskonflikten zwischen den Eltern und wohl auch mit den Geschwistern, in den sich selbst widersprechenden, aber teilweise wortlosen, eben “double-bind“-Forderungen und ihrem unausweichlichen Versagen an der Aufgabe einer allmächtigen Verantwortlichkeit, letztlich und größtenteils unbewußt, der Aufgabe, ihre Familie zu retten.

In allen Formen ist die Forderung groß, ja absolut, und damit auch die Schuld und die Schwere der Strafe: nichts Gutes erreichen zu dürfen. Diese Konfliktkonstellation steht aber selber im Widerspruch, also wiederum im Konflikt, zu ihrer Tüchtigkeit, ihrer Kompetenz, ihrer realistischen Welteinschätzung und ihrer bedeutenden Fähigkeit, eine gute Freundin zu sein, und mehr und mehr auch, psychoanalytische Selbstreflektion zu erzielen.

Doch da müssen wir uns fragen: Wir würden doch eigentlich erwarten, bei einer so schweren neurotischen Störung mit so massivem Agieren auch entsprechend schwere Traumata, wie Mißhandlung oder sexuellen Mißbrauch, in der Kindheit anzutreffen. In einem offensichtlichen Sinn, wenn ich sie mit meinen anderen Patienten mit schwerer Neurose vergleiche, kann man das aber bei Fiona nicht behaupten. Und doch erscheint sie auch auf eine tiefe, doch vorwiegend chronische Weise traumatisiert worden zu sein.

Mein Eindruck ist der, daß die in sich selbst logisch widersprüchliche Natur von Erwartungen und Forderungen, eben ihre “double bind“-Natur, gegen den Hintergrund der inneren Konflikte ihrer Eltern und der unablässigen Streitereien zwischen ihnen selbst eine chronische Traumatisierung darstellte, d.h. einen ständigen Verwirrheitszustand erzeugen muß. Nach Gottfried Fischer ist “traumatische Information’... in ihrem qualitativen Kern das, was uns ‘einfach nicht in den Kopf hinein will’.” (Kretz, 2002, S. 114). Es besteht eine ständige Diskrepanz zwischen dem, was gesagt und dem was gemeint wird, zwischen dem, was die Worte sagen, und dem was die Haltung und Mimik ausdrückt — die Definition des “double bind”. Auf die Kommunikation ist kein Verlaß.

Auch dies muß, wie wir sahen, gegen den Hintergrund der Konflikte zwischen den Eltern und in ihnen gesehen werden. Ich würde schon denken, daß dies, ähnlich wie in einem totalitären Staat, etwas außerordentlich Verunsicherndes und Pathogenes ist. Nehmen wir dazu, wie diese Diskrepanzen selber Absolutheitscharakter annehmen: daß, was gefordert wird, total und global ist, doch ständig widersprochen wird durch andere Wahrnehmungen, so würde ich dem schon stark traumatischen Charakter beimessen, auch wenn es bei Fiona nie zu Gewaltakten gekommen ist.

Übrigens wurde diese “double-bind“-Familienproblematik bei ihrer ersten Formulierung vor knapp 50 Jahren als spezifisch pathogenetisch in der Schizophrenie betrachtet. In meiner Erfahrung ist diese indes sehr wohl beobachtbar, vielleicht sogar typisch, bei den schweren Neurosen.

Die Frage, die sich mir stellt, nicht ob, sondern in welcher Form spezifisch diese “double-bind“-Dynamik in der Übertragung wiederholt wird und durchgearbeitet werden kann. Manchmal gelang mir das in einzelnen Sequenzen, eben im Sinne des “Hilf mir, aber hilf mir nicht,“ oder “Rette mich, aber wehe dir, wenn du mich dabei machtlos fühlen läßt; ich zahle dir dies tausendfach heim.“ Oder: “Drücke vollsten Glauben an mich aus, daß ich es schaffen werde, und wenn du das nicht tust, bist du an meinem Versagen schuld. Tust du das aber, zeige ich, daß du ein Heuchler und Lügner bist und daß du es nicht ehrlich glauben konntest.“ Oder: “Hilf mir gegen meine Verdrängungen, aber ich vergesse sofort wieder, worüber wir gesprochen haben: Inzestphantasien, neid- und eifersuchtsvolle Aggressionen, die Lust am Leiden. All das wird sogleich ungeschehen gemacht.”

Zuspitzung und Peripetie

Den Sommer verbrachte sie dann, wie schon erwähnt, in der Entwicklung einer neuen Forschungsrichtung und unternahm mit viel Begeisterung, aber auch mehreren praktischen Rückschlägen, die zusätzliche Arbeit. Parallel dazu ging jene intime Involvierung mit dem ähnlich behinderten Kollegen. Nachdem ich sie mit den sich auftürmenden Schulden bei mir konfrontiert hatte, reduzierte sie, ohne sich auf eine Diskussion einzulassen, die Stunden auf einmal wöchentlich.

An diesem Punkt versuche ich ihr, die Hauptpunkte unserer Arbeit des letzten Frühlings zusammenzufassen — in einer Art umfassenden Rekonstruktion: wie sie sich infolge der Double-bind- und Loyalitätskonflikte und der daraus erwachsenden Allmacht der Verantwortlichkeit unvermeidlich schuldig fühle, daß sie angesichts der Absolutheit der Erwartungen diese nie zu erfüllen vermögen (always falling short) und darüber tiefe Scham empfinde, aber auch Wut und Rachewünsche für die Machtansprüche und egozentrischen Erwartungen anderer, wie sie es wünsche, die Enttäuschung vom Passiven ins Aktive zu wenden, und, von besonderer Wichtigkeit, daß sie es mir, ihrem Berater, ihrem Vater nicht gönne, ein Verdienst (credit) an einem Erfolg von ihr zu haben; dadurch verstecke sie ihren Neid vor sich selbst und suche ständig nach Verzeihung. Schließlich muß all dies gegen den Hintergrund der dominanten Familiendynamik gesehen werden: Schuld für Trennung, Individuation und Erfolg, Scham für Schwäche, Abhängigkeit und Versagen, und der Teufelskreis dieser beiden Gleichungen (727).

Was die Verdrängung von Aggressionen in der Übertragung unterstützt, ist die fast völlige Abwesenheit von Träumen. Stattdessen breitet sich die Schilderung der Alltagsgeschehnisse, –dilemmata und –leid in all ihrer narrativen Dramatik zu einem solchen Ausmaß aus, daß ich fast ständig bei ihr die Empfindung hatte, daß ich nicht wirkliche analytische Arbeit leistete, daß alles zwar angesprochen, aber nichts wirklich durchgearbeitet ist, daß ich mit ihr überhaupt kein guter Analytiker bin.

Ich erzähle nun das alptraumhafte Geschehen, das sich schließlich am Termin abspielte. Der wurde endlich auf den 24. März festgesetzt, da sie keine der vorherigen Ablieferungszeiten einzuhalten vermocht hatte und das Prüfungskomitee die Dissertation etwa 3 Wochen vorher haben wollte, um das Material auch durchstudieren zu können. Aber erst am 22. März, an dem Tag, an dem sie die Vorlesung über ihre Arbeit vor der Fakultät und den Studenten halten sollte, war sie fähig, die ersten 6 von 8 Kapiteln an das Komitee zu verteilen. Sie arbeitete die ganze Nacht hindurch und mußte am Vormittag noch mit mehreren praktischen Problemen kämpfen, da sie das Anschlußkabel für die "power point"-Darstellung zu Hause vergessen hatte. Den alten Teil ihrer Arbeit, den sie vor mehreren Jahren für das Zwischenexamen vorbereitet hatte, vermochte sie überhaupt nicht mehr durchzusehen: "Zero sleep, zero preparation," sagt sie. Die ganze Präsentation begann daher auch vor vollem Saal etwa 10 Minuten zu spät. Sie stolperte böse durch den ersten Teil, und erst gegen Schluß zu ging es etwas flüssiger. Ihrem Bericht nach ging es nicht gut, und die Rückmeldungen waren gemischt. Auch die folgende Nacht arbeitete sie hindurch, um die beiden Schlußkapitel doch noch zusammenzukriegen. Am Abend des 23. wurde ihr vom Vorsitzenden des Prüfungsausschusses mitgeteilt, daß die Prüfung morgen nicht stattfinden könne und sie einen neuen Termin Ende April suchen müsse, zu dem sie alle vielgereisten Komiteemitglieder wieder zusammentrommeln könne.

Inzwischen hatte die Patientin mehrere Stunden bei mir verpaßt und auch auf meine besorgte Nachricht auf ihrem Beantworter zunächst nicht geantwortet. Ich sah sie am 29. wieder zu ihrer regulären Zeit. Die ganze Stunde war mit dem Berichten der Details des Vorgefallenen gefüllt. Sie war tief niedergeschlagen und v.a. auch voller Scham, angesichts der vielen Freunde und Bekannte, die ihr gratulierten oder die zu der Party zu ihren Ehren kommen wollten. Wie gesagt: ein richtiger Alptraum, "a disaster". Ganz am Schluß der Stunde erwähnte sie, fast in einem Nebensatz, daß sie ein Gesuch für eine Verlängerung des Termins einreichen müsse. Ich verstand zunächst nicht, was sie damit meinte. Nun stellte es sich heraus, daß die gesamte, ihr von der Universität gewährte Studienfrist am 15. März abgelaufen war und sie eigentlich jetzt nicht mehr weiter studieren darf. Entsetzt und zutiefst besorgt schlug ich ihr vor, sie später in der Woche wieder zu sehen. Sie wies das Anerbieten ab.

Ich selber saß da und mußte mich bemühen, nicht selbst von der Katastrophenstimmung erfaßt zu werden. Ich fragte mich während des ganzen Tages: "Was habe ich versäumt? Was hätte ich besser machen können? Welche Fehler habe ich begangen?"

Es war in diesen Tagen, daß mir eine zusätzliche wichtige Einsicht kam, und zwar mit Hilfe von zwei Arbeiten.

Der Zwang, zu spät zu sein

Wenn ich mir nämlich diese Geschichte mit Hilfe von zwei Arbeiten, die ich in dieser Woche las, zu vergegenwärtigen suche, erschlägt mich beinahe die Psychopathologie des Zeiterlebens und die sich im Hauptsymptom äuernde merkwürdige Behandlung der Zeit. Darauf weist uns eine jüngst erschienene Arbeit von Nancy Chodorow hin: " 'Too late': Ambivalence about Motherhood, Choice, and Time" (JAPA, 2003, 51: 1181 - 1198). Sie verknüpft die Beobachtung bei gewissen Frauen, daß sie, trotz bewußtem starkem Kinderwunsch, diesen immer wieder vereiteln, bis es zu spät ist, mit der Verleugnung von Zeit und damit auch von Veränderung. Andere generative Tätigkeiten, wie schriftliche Arbeiten und Doktorat, werden aufgehalten, als ob es keine Zeit gäbe, als ob die Zeit gefroren wäre. Hinter dieser Pathologie des Zeiterlebens, nämlich einem Leben in Zeitlosigkeit, sieht sie frühe unbewußte Phantasien über die Mutter-Kind-Beziehung, die voll Zerstörung statt Generativität seien; "die Zeitlosigkeit der frühen Mutter-Kind-Bindung, die eine Frau in ihre eigene Wiederholung des Mutterwerdens übernimmt, hat eine abgetötete und verfallene (imploded) Qualität angenommen, statt die einer Schmetterlingspuppe (chrysalis). Statt daß die zyklische Zeit aktiv und in Bewegung wäre, hält sie an oder ist repetitiv zirkulär; die monumentale ewige Zeit friert ein. Die psychologische Uhr stoppt, wie Alter und Zeit stille stehen, die Zeit geht im Kreise herum, und die biologische Uhr ist ausgeschaltet" (S. 1189).

All das scheint nun in der Tat auf Fiona zuzutreffen. Vielleicht können wir aber noch mehr über diese Dynamik der Abtötung der Zeit sagen. Es gibt nämlich eine frühere Arbeit von Arlow, "Disturbances of the Sense of Time, with Special Reference to the Experience of Timelessness" (Psychoanalytic Quarterly 1984, 53: 13 - 37), die sich etwas allgemeiner mit diesem bedeutsamen Thema befaßt. Von einem der Fälle, die er beschreibt, heißt es: "... er wäre gerne immer ein Kind geblieben. Für ihn war die Flucht vor der Tyranie der Zeit eine Flucht vor dem Tod... Wenn die Zeit angehalten werden könnte, würde nichts sich je verändern. Es gäbe kein Voranschreiten zum Tod" (A. 31). Bei ihm war es eine Rückkehr zur schützenden Mutter, bei anderen eine Verschmelzung mit Gott, dem Vater. Zeit bedeutet für diese Patienten Frustration auf verschiedenen Entwicklungsstufen, die Begrenzung durch die

Wirklichkeit und die Begrenzung des Lebens durch den Tod. "Die Zeit wird zum Repräsentanten realistischer Notwendigkeit... Die Wurzeln der Rebellion gegen die Tyrannis der Uhr reichen in der individuellen frühen Entwicklung sehr weit zurück" (S. 15).

Ich würde als ganz Wesentliches zu diesem Thema hinzufügen, daß die Zeit ein Symbol sowohl für das Überich wie für die als traumatisch erlebte Trennung, ich glaube bei Fiona besonders von der geliebt-gehaßten Mutter, ist. Beide können sehr wohl mit Vernichtung und Tod gleichgesetzt werden.

Ich möchte dies noch etwas vertiefen. Fiona ist stark mit beiden Eltern identifiziert und in widersprüchlicher Loyalität an sie gebunden. In dieser Patt-Situation ist es ihr unmöglich, sie selbst zu werden. Die Zeit muß stehen bleiben, um das Wachstum, die Veränderung, das Erwachsen- und Verantwortlichwerden aufzuhalten. Die unvermeidliche Trennung wird als zu schmerzlich empfunden. Die Aufhebung der Zeit kann somit als Abwehr gegen Trennung, gegen Inzest, gegen Mord und Tod und schließlich gegen das Überich begriffen werden. Diese Zeitlosigkeit oder der Zeitstillstand bedeutet Aufhebung der Grenzen und Verleugnung der Endlichkeit der Lebenszeit.

In einer soeben erschienenen Arbeit unterscheidet Schmithüsen die positiv erlebte Zeitlosigkeit im Unbewußtem und in den Phantasien von intrauterinem Verschmolzensein vom quälend empfundenen, traumatogenen Zeitstillstand.

Für Fiona steht die Zeit seltsam still. Es ist mir bei ihr immer wieder aufgefallen, wie vage sie mit Zeitbestimmungen ist, wie sie oft nicht gestern oder morgen sagt, sondern Dienstag und Donnerstag, wobei es dann oft nicht klar ist, welche Woche sie meint. Es gab kaum je eine der 750 Stunden, in der sie rechtzeitig gekommen wäre. Alles, was mit Terminen zu tun hat, muß sie aufheben, brechen, verleugnen, ungeschehen machen. Auch ist es auffällig, wie sie die Nacht zum Tage macht, ohne dabei zumeist den Tag auch wirklich zur Nacht zu machen: Sie arbeitet in der Schule bis 6 Uhr morgens, hält sich mit Kaffein wach, geht dann nach Hause, schläft vielleicht, ruhelos und unterbrochen, 3 – 4 Stunden, versucht, wieder zu arbeiten, doch sei der Wert der Arbeit von 12 Stunden nur der von vielleicht zweien. Diese Verleugnung der Zeit hat eine ungeheure Zerstörungskraft. Ich denke an einen Sprengstoff, und Chodorov sprach auch von "imploding", eine Art innerer Explosion.

Der Zwang, zu spät zu sein und damit alle Versprechen zu brechen und alle zu enttäuschen, ist 1. eine Wunscherfüllung: die Grenzen überhaupt zugunsten einer archaischen Verschmelzung aufzuheben, mit Mutter und Vater eine frühkindliche Vereinigung und totale Annahme zu verwirklichen, kurz, wieder ein Kind zu sein. 2. ist sie ein resoluter Trotz gegen die Realität und gegen das Überich, gegen alle Verpflichtungen und Einschränkungen, ein Protest dagegen, getrennt und begrenzt sein zu müssen, erwachsen zu werden und die sadomasochistische Sexualität

überwinden zu müssen. 3. ist sie eine Form der Selbstbestrafung und ein Triumph des moralischen Masochismus, und damit auch eine Erfüllung sadomasochistischer Wünsche in allen Beziehungen und vermutlich auch in der Sexualität selber: Sie stellt sich als das Opfer maligner Kräfte außerhalb und in ihrem Inneren dar, und die Mißhandlung der Zeit und durch die Zeit ist ein Ausdruck dieser sadomasochistischen Kompromißbildung.

An diesem Punkt, anfangs April ist sie bereit, die analytische Arbeit wieder aufzunehmen, da sie selbst jetzt kaum imstande ist, weiterzuarbeiten. Die Studienfrist wurde verlängert und der neue Examenstermin auf den 30 April festgesetzt.

Ihr Lebensthema: Urteilen statt Verstehen

Ich gebe nur einen Auszug aus zwei besonders aufschlußreichen Stunden Mitte April:

Sie kommt seit langer Zeit zum ersten Mal zur Zeit und reflektiert über ihre Neigung, alles zum Urteil umzufärben. Auf meine Frage, ob nicht hinter der ständigen Schuldzuweisung in ihrer und vielen anderen Familien die unheilige Dreeinigkeit von Neid, Eifersucht und Ressentiment stecke, und zwar unter der Einwirkung einer Religion, in der alle Freude, Lust und Sexualität verpönt werde und damit ein ständiges Gefühl der Versagung, des Zukurzkommens erzeuge, antwortet sie, wie ihr Studienberater sie längst darauf aufmerksam gemacht, daß sie sich ständig entschuldige und immer sage: "I'm sorry:" "Ich habe ein chronisches Schuldsyndrom." Sie verfehle ständig das Ziel, im Kleinen wie im Großen. "Wo andere sich gar nicht entschuldigen, gebe ich sofort zu, ich sei minderwertig und ich sei keine Bedrohung, ich fordere dich nicht heraus. Bevor du etwas sagst, bin ich mir schon bewußt, daß ich minderwertig mind und mich erbebe."

"Worüber wir gestern sprachen, war der Versuch, zu entwirren, warum dieser Zwang, sich schuldig zu fühlen."

"Wir sprachen über den Zwang in der Familie der Mutter, sich selber zu opfern. Niemand darf sich an erste Stelle setzen. Man wird schuldig gemacht, daß man es nicht genießen kann."

"Und ich denke, das kommt stark von der Religion."

"Auf beiden Seiten der Familie." Sie spricht dann über den ganz starken Konflikt in ihr selbst und in der Familie als ganzer darüber, eine Karriere zu haben, gegenüber dem Wunsch, Mutter zu sein. Das erstere sei, in "brainwashing," als schlecht, selbstsüchtig, einsam und falsch hingestellt worden. Was gut sei und keinen Neid erzeuge, sei die Mutterschaft. Sie wolle aber auch nicht eine alleinstehende Mutter sein, sie wolle gegen über dem Kind kein Ressentiment hegen, wie sie es so stark bei ihrer Mutter gespürt habe: "Sie ließ uns wissen, daß sie uns ihr Unglück anlaste."

“Das ist selbst Grund für ein riesiges Schuldgefühl.”

Es habe immer geheißen, mit nach oben gerollten Augen: “Du bist wie dein Vater, undankbar und nörglerisch. Sie kann sich niemals dazu bringen, etwas Positives über Dad zu sagen. Wenn ich sie frage, ob es nicht *eine* gute Eigenschaft (redeeming quality) an ihm gebe, gibt sie nur eine sarkastische Antwort. Sie kann ihm nicht verzeihen.”

“Und Sie fühlen sich am Ende schuldig; sie spüren das Ressentiment hinter der Schuldzuweisung.”

“Und dasselbe erlebte ich vom Vater, in Bezug auf sein Drama... Kinderhaben hatte schlechte Folgen für beide Eltern, und sie teilten uns das mit. Es wurde zu einer Schuldsache.” Sie erweitert die Untersuchung: “Beim Vater genügt es nie, zu versuchen, das Beste zu leisten; und einfach okay zu sein, ist nicht genug, sondern man muß ganz außerordentlich, *superexceptional*, sein.” Sie erklärt auch seine Risiken mit dem Zuspätkommen beim Reisen damit: bis zum letzten Augenblick nicht zu packen, dann zum Flugplatz zu rasen, und schließlich im Fugzeug zu sitzen: “Welch außerordentliche Tat habe ich vollbracht. Eine normale Person hätte das nicht zustande bringen können. Es ist dasselbe, als ich den Vortrag hielt mit Null Schlaf (zero sleep). Meine Freundin staunte: Wow, ich hätte das nie zustande gebracht! Es ist ein Selbsthandicap, damit es dann als Sonderleistung dasteht. Im Vergleich mit anderen Dissertationen soll die meine hervorstechen.”

“Und dann ist es nie genug.”

“Ich versuche, und ich sehe, es ist es nicht. Und dann scheint es eine unmögliche Aufgabe, und ich gebe auf.” Sie vergleicht es mit der öffentlichen Demütigung bei Singkonkurrenzen am Fernsehen: Man denkt, man habe es gut gemacht, und dann: “Wie konnte ich mich so falsch eingeschätzt haben? Ich sage mir: Du dachtest, was du getan hast, sei in Ordnung. Ich kann mir dann selber nicht trauen, und nehme den strengen Richter vorweg, und zwar in Form eines immer strengeren und strengeren.” (758). Wie sie das Zimmer verläßt, sage ich: “Das war eine sehr gute Arbeit heute,” und erwähne die Spitzanekdote von Freud.

Rückblickend machte ich mich aber völlig darauf gefaßt, daß sie stark verstimmt am nächsten Tag zurückkommen werde und wohl keinen guten Tag gehabt haben werde, und zwar aus zwei Gründen: da sie in der Stunde ihre Eltern scharf kritisiert hatte, sich deshalb schuldig fühlen und diese Schuld dann mir und der Analyse ankreiden müsse, und zweitens, daß das Lob der guten Arbeit sofort in dessen Gegenteil verkehrt werden müsse, da sie sich nichts Gutes, keine Freude, keinen Stolz gönnen dürfe, daß sie nichts Schönes und Gutes verdiene, eben aus jener tiefen Schuld heraus, die ihrerseits viel mit mörderischer, aber schwer verdrängter Aggression zu tun habe. Ich war überzeugt, daß sowohl ihre Anklage gegen die Eltern wie ihre eigenen Selbstanklagen für das Positive auf mich projiziert, also in der Übertragung abgehandelt, auf mich verschoben würden. Meine Erwartung wurde dann auch nicht

enttäuscht. Sie hatte mein Lob fast unmittelbar nach der Stunde in ein sarkastisches Foppen (a sarcastic dig) verwandelt (“I twisted it around as if it had been a sarcastic, condescending pat on the back”), daß ich es nämlich herablassend lediglich auf ihre Schlußbemerkung gemünzt habe, etwa im Sinne von: “Was für eine Prachtseinsicht das jetzt wieder ist!”, nachdem sie, in Rivalität mit mir, meine Bemerkung zur Religion ausgelassen habe. Entsprechend war sie auch gleich wieder arbeitsunfähig. Dabei merkte sie durchaus, daß sie aktiv etwas Gutes in etwas Schlechtes verwandelte: “Ich vergesse dann die wirkliche Quelle und meine, Sie sind es und nicht mein Vater. Sie konnten es unmöglich ehrlich meinen, sondern wollten mich künstlich aufbauschen, um mich dann umsomehr zu demütigen.” Ihr beobachtendes Ich war also nicht ganz aufgehoben, aber die Urteilshaltung nahm sofort wieder überhand. “Sie verwandelten es dann in eine ganze Sequenz von Verurteilungen,” sagte ich und gab ihr dann eine Zusammenfassung der ganzen vorherigen Stunde, worauf sich ja wirklich meine Anerkennung bezogen hatte, und zugleich gab ich ihr die Deutung, warum eigentlich die negative Reaktion voraussagbar war. Sie nahm all dies an und erweiterte es: es werde dann zur Sache der Loyalität, daß ich gegen ihre Eltern sei. Ich formuliere es als scharfen Konflikt von Liebe und Bindung, Haß und Anklage, der zur Schuld führe und sie veranlasse, mir die Schuld für die Anklagen zuzuschieben. Sie stellt fest, daß sich etwas Ähnliches gegenüber ihrer Hauptfreundin, die die Abschlußparty organisiert hatte, abgespielt habe; aber nachdem sie hier all das angesprochen habe, sei ihr gestern abend eine völlig herzliche Konversation mit ihr möglich gewesen, ganz ohne Mühe und ohne Groll. Dabei sei das gar nicht bewußt geschehen, etwa daß sie sich eingeredet hätte: “Ich werde ihr verzeihen.” Etwas Ähnliches sollte auch ihren Eltern gegenüber stattfinden. Ich sage, sie habe völlig recht, das könne nicht einfach gewollt werden, und füge hinzu, daß die Enormität ihres Schuldgefühls mit der Intensität ihrer Wut auf die Eltern und des Gefühls des Unrechts zu tun habe. “Welch qualvolle (tortuous) Weise, durchs Leben zu gehen! Kein Wunder, daß ich so allein bin! Wer möchte schon sein Leben mit mir verbringen!” antwortet sie.

Gegen den Schluß zu schlug ich ihr vor, daß es ihr vielleicht helfen könne, wenn sich, bei allem Positiven, etwas wie gestern ereigne, diese Zerstörung des Guten, sich anzuhalten und zu fragen: “Von wo verschiebe ich jetzt, in diesem Moment, das Schuldgefühl? Es gehört nicht hierher. Wofür fühle ich mich wirklich schuldig?” Ich füge hinzu: “Und jetzt soll ich sagen, wir hatten eine schlechte Stunde?”; sie antwortet lachend: “Mit gar nichts Gutem darin!”

Mir scheint also das Schuldgefühl wie ein Riesenelefant mitten im Zimmer zu stehen. Wie wir sahen, hat es eine ganze Reihe von Gründen: die Loyalitätskonflikte und die double-bind-Situationen, wo sie sich unweigerlich schuldig fühlen muß, die damit verbundene Hilflosigkeit und

damit die Massivität ihrer Aggressionen gegen beide Eltern, alternierend in Intensität, aber wohl am allermeisten die Familienhaltung der Schuldzuweisung und die ganze, damit verbundene Grausamkeit. Gerade bei diesem Schuldzuweisen, dem *guilt throwing*, scheint mir, wie bei manchen anderen Patienten mit einem so verheerenden Schuld- und Schamgefühl, von besonderem Gewicht der nachhaltige Einfluß religiöser Unterdrückungen (constraints) gegen Lust, Freude und Sexualität in der Familiengeschichte zu sein, wo sich jeder chronisch enttäuscht, unbefriedigt, frustriert fühlt: "Ich bin zu kurz gekommen", und so in sich ein giftiges Gefühl von Neid, Eifersucht und Ressentiment nährt. Hinter der chronischen Schuldzuweisung steckt diese unheilige Dreieinigkeit; um diese zu verdecken und sie nicht zu benennen, klagt man den anderen an, *blaming*.

Man läßt also den anderen sich schuldig fühlen, um so besonders den eigenen Neid verhüllt auszudrücken. Dies aber wirkt sich massiv auch in der Gegenübertragung aus. In dem ganzen Nebel, in dem ich mich immer wieder bei Fiona finde und herumtaste, steckt mein eigenes Schuldgefühl: daß ich wieder etwas falsch gemacht und mich dadurch an ihr verfehlt habe. Sie läßt mich das erleiden, worunter sie selber leidet. Dies scheint das Wichtigste an der Übertragung zu sein. Und doch ist mehr daran.

Die Macht der Negativität

Ihre Unfähigkeit immer wieder, auch unter äußerstem Druck, zu arbeiten, erinnert mich an eine jüngst erschienene Arbeit von Stanley Coen, "The thrall of the negative and how to analyze it" (JAPA 51: 465 - 489), wie nämlich die Negativität in Übertragung und Gegenübertragung sowohl Furcht wie Faszination besitzt: "Die Faszination mit dem Negativen bewahrt die erregende, perverse, magisch allmächtige Illusion, daß man kontrollieren könne, was unerträglich ist — in der Tat eine enorm ermutigende Macht — *Fascination with the negative preserves the exciting, perverse, magically omnipotent illusion that one can control what is intolerable — an enormously reassuring power indeed*" (S. 465). Er fährt fort: "... ich betone die *Erregtheit (excitement)*, enthalten in der Grandiosität und allmächtigen Fähigkeit, andere zu provozieren, als das, was perverse von narzißtischen Abwehrformen unterscheidet" (S. 466). In der Beziehung zum anderen sei der Negativismus eine perverse narzißtische Abwehr (ibid.), und zwar als Abwehr gegen Bedürftigkeit und Neid (*need and envy*) (S. 472). In Bezug auf die Technik spricht Coen von der Wichtigkeit des "Spieles". "Eine Freudianische Überdeutung der Übertragung steigere die Abhängigkeit und Invalidität (dependent disability) regredierter Patienten. Beständiges Kleinianisches Deuten dessen, was die Patienten unmöglich für sich selbst zu erfassen vermögen, steigert ihr Gefühl von Mangel (deficiency) und ermutigt die

Unterwerfung unter den scheinbar allwissenden Analytiker und dessen Idolisierung." In der spielerischen Ausgestaltung der Lust an sadistischen, andere terrorisierenden Phantasien und der darin enthaltenen Allmacht fand Coen die bei dem geschilderten Fall wirksame Lösung (S. 483).

Humor spielt eine nicht geringe Rolle in unseren Stunden, wie ich eben zitierte, Humor gerade über die Negativität. Doch muß dies gegen den Hintergrund des sehr spezifischen Verstehens, wie in den letzten Stunden der verzweifelten Versuche, die Dissertation doch noch zu beenden, des Verstehens der Verschiebung von Schuld, Trotz und Scham und sicher auch der Allmachtsphantasien in ihrer Negativität, geschehen. So sage ich ihr denn auch: "In dieser Negativität liegt auch viel Macht." Sie erwähnt, daß sie uns allen mit der Entwertung und Verurteilung (des von ihr Geschaffenen) zuvorkomme. Ich denke, es sei mehr: die perverse Macht von Triumph durch Niederlage: "Manifest sind Sie die Leidende, aber es ist Allmacht versteckt in diesem Leiden." Sie höre es, aber verstehe es nicht, entgegnet sie. Ich erläutere: "Es ist immer Abwehr gegen Hilflosigkeit." Sie bestätigt es: "Jeder, der in einem Haushalt aufgewachsen ist, dessen Oberhaupt mein Vater ist, wurde hilflos gemacht." "Und jetzt geschieht es innerlich: Sie machen den anderen und sich selbst hilflos." Sie erwidert, sie widerstrebe jedem Abschluß (closure), der doch auch eine Art Trennung sei, und beschreibt die früheren Male, wo sie Aufgaben nicht beenden konnte. Ich sage: "Sie halten die Zeit an; Sie sind gefroren in der Zeit, um die Trennung zu vermeiden" (761).

Es ist, angesichts der äußeren Schwierigkeiten, die einen massiven Widerstand gegen das analytische Verstehen bieten, noch nicht möglich gewesen, die sexuellen Aspekte dieser Macht der Negativität, die sehr wichtig für Coen und auch in meinem Danken über die Charakterperversion sind, und damit die Frage der zentralen Masturbationsphantasie und deren Reinszenierung in Charakter und Leben anzugehen. Daran daß sie sadomasochistischer Natur ist, kann nicht gezweifelt werden.

Hier stehen wir, unmittelbar vor der Doktoratsprüfung, falls sie auch noch das kurze, zusammenfassende Schlußkapitel "rechtzeitig" (am 19. April, d.h. 11 Tage statt vier Wochen vor dem Prüfungsdatum) vorzulegen vermag. Sie hat indes auch jetzt die Arbeit nicht beenden können, obwohl sie wieder die Nacht durchgearbeitet hat. Heute morgen sagt ihr der Vorsitzende, daß, wenn sie das Schlußkapitel nicht bis Abend abliefern, er das Examen weiter verschieben werde, was wegen der Abwesenheit entscheidender Mitglieder aber größte Probleme stellen wird. Sie ist jetzt (764) zuversichtlich, sie werde es bis zum Abend zustandebringen.

Sie sagt: "Das ist das fundamentale Problem: ich brauche diese äußeren motivierenden Faktoren. Hätte ich auch das Wochenende hindurch

gearbeitet, so hätte ich selber nicht den Punkt erreicht, wo ich hätte sagen können: Jetzt ist es vollbracht! Und so ist es immer gewesen."

Nun wage ich eine entscheidende und mehrdeutige Deutung: "Es ist, als ob Sie eine äußere Gewalt brauchten, die Sie überwältigt."

Sie bestätigt das sofort, versteht es aber nur als Reprise der alten Erklärung: "Ich brauche es dann, um den Vorwurf für alle Mängel darauf schieben zu können (blame it for all the deficiencies). Aber das ist nichts Neues." Sie geht sogleich zu einer zweiten Deutung über: "Dazu kommt die Frage der Grenzen (boundaries): ich kann mir nicht meine eigenen Grenzen setzen, sondern sie müssen von außen diktiert werden." Sie erklärt es damit, daß auch ihr Vater keine Grenzen kenne; sie meint die der Privatheit, namentlich des privaten Raumes, und eben sein Eindringen in ihre eigenen Schulprojekte. Ich füge hinzu: "Aber Sie erlaubten es ihm."

"So ist es kein Wunder, daß ich keine Grenzen habe."

Ich wiederhole jedoch meinen Satz und frage: "Kann er nicht eine weitere Bedeutung haben?"

Sie versucht wieder, eine dritte Interpretation: "Daß ich das Opfer sein muß, daß ich mich nicht behaupten (be assertive) kann."

"Das ist sehr wahr. Aber wir können einen Schritt weitergehen: ich meine den sexuellen Aspekt davon. Sie sagten einmal sehr zu Recht, daß von 5 intimen Beziehungen 4 mit Vergewaltigung verbunden gewesen seien, als ob es hieße: 'Ich kann mir Lust nur erlauben, wenn sie aufgezwungen ist.'"

Sie wehrt das sofort ab, indem sie sagt: "Wir haben das schon besprochen. Ich dachte, ich sollte mich so verhalten und keine Freunde haben"

"Der Punkt ist, daß sich das mit der Dissertation wiederholt." Sie spricht wieder über ihr Opfertum, und wie sie den Hinauswurf förmlich einlade, und das beziehe sich eben auch auf das Sexuelle. Ich aber sage: "Ich glaube, es ist mehr als dieser dritte Aspekt, und es geht sehr weit zurück, bis zur Vampirphobie: es ist eine sehr alte Phantasie, die Leiden mit sexueller Lust verbindet." Sie bestreitet das; sie habe diese Phobie nie als etwas Sexuelles gesehen; es war einfach Todesangst.

Ich beharre darauf: "Ich fühle, daß da eine tiefe Verbindung besteht, aber ich weiß noch nicht, wie ich sie am besten erklären kann." Sie spricht dann über ihre große Ähnlichkeit mit ihrem Vater in Bezug auf das Zeit-Mismanagement und die diesem zugrundeliegenden Kräfte. Ich nehme das auf und frage: "'Warum identifiziere ich mich mit ihm so sehr?'"

Sie: "Es ist der dauernde Zwang, den anderen zu enttäuschen," und spricht von einer Aversion dagegen, die persönliche Verantwortung zu übernehmen. So sei es mit ihren Freundschaften ergangen.

Ich: "Als ob die Prämisse wäre: Liebe bedeutet Schmerz und Enttäuschung. Es gibt keine Liebe ohne Leiden und Demütigung und Opfertum."

"Viele Philosophen würden dem beistimmen."

"Es hängt davon ab, ob es die Voraussetzung für Liebe ist, oder ob es in Kauf genommen wird: Die Prämisse ist: daß Liebe nur möglich ist, wenn sie mit Leiden und Erniedrigung und Opfertum kommt."

Sie schildert dann, wie angsterregend das böse Streiten zwischen den Eltern war und wie sie sich weinend zwischen sie gestellt habe.

"Sie haben Recht: Sie wuchsen in einem Haushalt auf, wo Liebe und Sexualität Schmerz und Scham bedeutete."

Ich versuche mich hier an die sexuelle Dimension ihrer Kindheitsneurose und vielleicht an die zentrale Onaniephantasie vor zu tasten.

Fiona ist, wie ich es selbst angedeutet habe, ein tragischer Charakter: in der Absolutheit der inneren Forderungen, dem Versagen vor diesen Idealen und Pflichten und der unweigerlich dafür herbeigeführten Verurteilung und Selbstzerstörung. Damit aber gemahnt sie uns an die tragische Seite von uns allen und eröffnet den Blick in einen Abgrund unseres Daseins.

Patienten mit schweren Neurosen stark masochistischer Prägung wie Fiona erwecken in uns dieses tragische Bewußtsein. Dieser Blick aber macht die Gegenübertragung so schwierig. Nicht alle Konflikte und tragischen Verstrickungen sind prinzipiell unlösbar. Wo Es und Überich waren, soll Ich werden, wissen wir von Freud. Das aber heißt, aus dem Unsagbaren und Unlösbaren Worte zu schaffen, aus dem Zwang innere Freiheit werden zu lassen und Konflikte, soweit möglich, in Komplementarität zu verwandeln.

Der Weg von Absolutheit zu Konflikt und zu Komplementarität

Eifersucht und Ungerechtigkeitsgefühl

In der heutigen kürzeren Falldarstellung gehe ich wiederum von dem Thema des Bösen, also des neidischen und ressentimentgeladenen Auges aus, dem ich die gestrige Hauptvorlesung gewidmet habe (ich verdanke diese Vignette der Supervisionsarbeit mit Fr. Dr. C. Mendelson).

In diesem Fall ist es die Stiefmutter einer Frau, deren Geburtsmutter sich 4 Monate nach der Geburt des Kindes das Leben genommen hatte. Wurde das Mädchen gelobt für ihre Gescheitheit, sagte die Stiefmutter sarkastisch: "Sie ist so geschickt, daß sie all die dummen Sachen macht." Ähnlich, wenn ihre Hübschheit gelobt wurde: "Alles Positive mußte ungeschehen gemacht werden." Dieses Entwerten geht nun unentwegt

im Inneren weiter. Diese Stimme von Neid und Ressentiment will ihr nichts Gutes gönnen.

Diese Patientin, Jane, jetzt 52 jähig, in dritter Ehe verheiratet, mit zwei erwachsenen Töchtern, arbeitet als "grant writer" in einer Universität. Sie kam wegen schweren depressiven Episoden, die sich bis zu suizidaler Verzweiflung steigerten, vor wenigen Jahren in Behandlung bei einer Kollegin. Seit einigen Monaten ist sie nun bei ihr in vierstündiger Analyse. Ein ganz vordringliches Problem in der Arbeit war die intensive Eifersucht gegenüber ihrer jüngeren und von ihr bei weitem vorgezogenen Tochter. Wenn diese ihr nicht jeden Tag telephonierte, nicht jedes Wochenende mit ihr verbrachte und wenn sie ihre eigenen Freundschaften pflegte, v.a. aber als sie sich zu verheiraten gedachte, reagierte Jane mit maßloser Wut, bezichtigte sie in stundenlangem Telephonzank des Verrates, daß die Tochter sie nicht wirklich liebe, sonst würde sie, die blutverwandte Mutter, doch zuerst kommen. Wenn die Tochter nicht Janes Wutanfällen stattgab, bedeutete das, daß sie sich überhaupt nicht um sie kümmere. Würde die Tochter sie wirklich lieben, gäbe sie ihr, Jane, nach. Keine andere Beziehung könnte diese intensive Gebundenheit ersetzen: Entweder diese absolute Unersetzlichkeit und Nähe, oder Jane sah sich als völlig allein. In stark abgeschwächter Form zeigt sich etwas davon in ihrer Beziehung mit ihrem dritten Ehemann, den sie nach langen Zweifeln erst unlängst ehelichte. Es ist auch in Bezug auf diese fast wahnhaft Eifersucht, daß der analytische Prozeß momentan zusammenbricht: alle Fähigkeit, aus dem unmittelbaren Erleben herauszutreten und über es mit dem inneren Auge zu reflektieren, und somit alle Rationalität entschwinden vorübergehend. Der Teil wird zum Ganzen. Stellt die Analytikerin dies in Frage, wird auch sie vorübergehend zur Feindin.

Nachdem ihre Mutter sich durch einen Schuß in den Kopf das Leben genommen hatte, als Jane 4 Monate alt war, blieben die beiden älteren Geschwister bei dem alkoholischen Vater, während Jane einer Verwandten von ihm übergeben wurde. Diese Pflege- oder Adoptivmutter war selbst sehr vereinnahmend Jane gegenüber. Bis diese etwa 12 jähig war, wußte sie nichts über diese Vorgeschichte, obwohl sie stets ahnte, daß etwas nicht stimmte, daß es "nicht real" war. Erst dann erfuhr sie in der Schule mehr über ihre Herkunft und fand heraus, daß jener vermeintliche Onkel wirklich ihr Vater war und warum sie von Schwester und Bruder getrennt aufgezogen worden war. Dies stürzte sie in eine so tiefe Verzweiflung, daß sie mehrere Wochen lang nicht zur Schule zu gehen vermochte.

Auch jetzt wiederholt sich das einstige Gefühl des Ausgeschlossenenseins, des völligen Ungeliebtheits, des Nichtdazugehörens und des Fremdseins in fast monotoner Abfolge, doch mit umso dramatischerer Heftigkeit.

Sie findet, die, welche bei der Verteilung von Waisenkindern gewählt werden, werden keinen Probleme haben, im Gegensatz zu denen, die nicht gewählt werden. Lebenslang werden diese sich so unerwünscht

finden, wie es ihr gegangen sei. Sie vergleicht die Behandlung dieser Kinder mit dem Umgang mit Koffern. Wenn sie schön aussehen, werden sie gewählt. In ihr ist aber dieses brennende Ressentiment, daß sie nicht gewählt worden war, mit einer tiefen Empfindung des Defektivseins. Das wird abgelöst von Bildern der Oralität: von Schokoladeneiscreme und ihrem zwanghaften Rauchen, dem Beißen ihrer Nägel, bis die Haut blutete. In ihrer Phantasie sieht sie sich plötzlich "von Brust und Gestilltwerden weggerissen, ohne Schnuller, nur an der Flasche", an der Flasche übrigens wie ihr Vater, und verbindet es mit ihrer Rauchsucht. Sie erlaubte auch ihren Kindern keine Schnuller; doch wenn sie weinten, wiegte sie sie die Nacht hindurch. Sie spricht davon, sie fühle sich schuldig, daß sie ihre Nachbarn jetzt nicht zum Essen einlade, nachdem diese den Geruch ihrer Mahlzeit so gerühmt haben. Ihre oralen Bedürfnisse sind so wichtig, sagt sie, nachdem sie von der Brust weggenommen und in die Hände ihres alkoholsüchtigen Vaters gegeben worden sei. Der habe auch die Flasche statt eines "pacifiers", eines Schnullers, gehabt.

In der Supervision rate ich der Analytikerin, der Patientin etwas in der Richtung zu sagen: "Wir können verstehen, daß ein Kind, das so früh seine Mutter verloren und sich nie recht zuhause gefühlt hat (never fit in at home), dies Alles-oder Nichts empfindet. Wir können begreifen, wie tief Ihre Erfahrung dieser oralen Versagung mit Ihrem Ressentiment verbunden ist: 'Ich habe nicht genug bekommen', wie beherrschend dieses Gefühl ist: 'Mir ist ein schreckliches Unrecht geschehen. Die Eifersucht und der Neid erwachsen aus diesem Ressentiment, diesem Gefühl erlittenen Unrechts.'" Wenn sie die Verbindungen sieht, nimmt ihr inneres Leben mehr Sinn an.

Reflektieren wir einen Moment darüber: Dies ist eine Deutung, eine Art Rekonstruktion, aber nicht so sehr eine konkrete Erinnerung, sondern ein tiefes, z.T. vielleicht sogar präverbales Erleben. Dabei beziehe ich mich auf etwas, was einer der bedeutendsten gegenwärtigen Analytiker, Warren Poland, die deutende Haltung, *the interpretive attitude* nennt, als Gegenstück zu den deklarativen Deutungen. "Wir wollen die spezifische Feststellung einer manifesten Ausdehnung von Verknüpfungen eine deklarative Deutung nennen."³ Demgegenüber sucht "die deutende Haltung nicht nur nach immer neuen Ebenen der Bedeutung, sondern gibt in tiefer und entscheidender Weise diesem Suchen selber einen hohen Wert" (S. 812). Es ist eine Haltung anteilnehmender Neugier (*caring curiosity*), eine stete Haltung, dem Erleben, auch dem aus frühesten, präverbalen Schichten stammenden, einen Sinn zu geben, genauer: dessen Sinn zu finden, wobei der dem

³ "Let us call the specific statement of a manifest extension of linkages a *declarative interpretation*" (JAPA 2002, S. 813)

exploratorischen Prozeß höherer Wert eingeräumt wird als den enthüllenden Erklärungen. Es ist die gemeinsame analytische untersuchende Erfahrung, *the shared analytic investigative experience*, um die es hier geht (S. 814). Er fragt: "Auch wenn die frühesten Erinnerungen in nicht-symbolischer Weise registriert sind, gilt es weniger, ihre Rekonstruktionen als bestätigt anzusehen, wenn sie zu erneut freien emotionalen Verschiebungen (*newly free emotional shifts*) führen, als wenn die Erzählungen von spezifischen Erinnerungen auftauchen?" (S. 815).

Damit bekommt die analytische Arbeit weniger Bedeutung als eine solche des Wiedererinnerns denn vielmehr als eine solche des Sinnfindens — *of making sense*, Sinnhaftigkeit statt Erinnerung, denn so vieles ist der Erinnerung prinzipiell nicht zugänglich, aber doch verstehbar. Damit meine ich nicht, daß das geduldige Erarbeiten von erinnerbaren Zusammenhängen und Konflikten nicht mehr wichtig sei, ich meine dies nur als zusätzliche Dimension bei schwer und frühgestörten Patienten.

Jane fürchtet, daß das gegenwärtige Gutsein ihres Lebens nicht anhalten könne. Die Analytikerin bemerkt: "Die Dinge sind gut, und dann wird die Brust weggenommen," — als Emblem für ihr Grundgefühl, als eine Art fundierenden Mythos ihres Lebens, wiederum nicht erinnerbar, doch sinnstiftend. Die Patientin antwortet, die Flasche sei "ein armseliger Ersatz, *a poor substitute*", und wie sie keine echte Familie gehabt habe, sei auch die Nahrung eine Metapher, die mehr vertritt. Sie sei ein Reklamekind für "keinen Ersatz — *no substitute*." Alle Menschen in ihrem Leben außer ihrem Bruder, ihrem frühverstorbenen zweiten Ehemann und ihrer Tochter sind Substitute, beinhalten ein Sich-Abfinden mit etwas, das nicht gut genug war; nur diese Personen und Beziehungen erscheinen ihr wirklich. Mehr: Wenn eine Verbindung durch Abwesenheit, wie sie es erlebt, abreißt, ist der Andere völlig verschwunden: "When people leave, they are gone" — also ein tiefer Mangel an Objekt Konstanz. Das ist ihre Realität.

Als sie klein war, schien alles unwirklich, falsch, und in einem Sinn war es das, da es auf der Verhüllung der Wahrheit aufgebaut war, in einem anderen Sinn konnte nichts die verlorene Ur-Realität ersetzen; und drittens war sie selbst eine Fremde, sie paßte nicht hinein.. Real sei nur die engste Blutverwandtschaft, nicht die Adoptivfamilie. Ihre Eifersucht entspringt dieser Sehnsucht nach etwas Realem. Ohne ihre Tochter stünde sie vor dem Nichts. Obwohl ihr jetziger Ehemann ebenfalls mehr an seiner Ursprungsfamilie hängt als an ihr, werde nun doch aufmerksamer ihr gegenüber und widme sich ihr mehr; doch damit erwartet sie eine neue Katastrophe, denn nichts Gutes kann währen. Oralität, die Bilder von Essen, Nahrung und Rauchen, und v.a. eine unverbrüchliche Bindung und Ausschließlichkeit darin stehen in ihrem Erleben für eine Kernrealität und eine ursprüngliche Sinnhaftigkeit im

Gegensatz zu ihrem Grunderleben der Fremdheit und Sinnlosigkeit, eines völligen Liebesunwertes, d.h. des Gefühls, ganz im Innersten es nicht wert zu sein, geliebt und geschätzt zu sein — also etwas wie einer Urscham.

Aber sie stehen auch für ausgleichende Gerechtigkeit, und für sie ist ebensosehr ein Grunderleben, daß ihr Unrecht geschehen ist, *that she had been wronged*. Dieser Sinn der Ungerechtigkeit ist im Kern selbst ihres Wesens, ihres Selbst, ihrer Identität. Und ein Drittes, neben dem Realitätsgefühl und dem Gerechtigkeitsgefühl, gehört der Name zum Kern des Wesens. Mit den Namen und Worten ist sie trefflich. Das ist ihre Begabung, da ist sie in ihrem Beruf unübertroffen, aber nicht genügend gewürdigt und auch durch sie selbst nicht genug geschätzt.

Die Namensgebung ist im Christentum wie im Judentum ein ganz frühes und wichtiges Ritual. Das hebräische Wort für Seele ist *neschama*. Die zwei Buchstaben in der Mitte des Wortes sind *schin* und *mem*. *Schem* ist aber Name. So wird gesagt, der Name sei der Kern der Seele. Auch Janes Familienname änderte sich.

So schwer traumatisierte Patienten wie Jane bezeugen, wie chronische, frühe und andauernde Traumatisierung, wie hier durch Verlust und Seelenblindheit, nicht nur ein allumfassendes Schamgefühl, eine Art Schamstimmung, erzeugt, sondern auch ein schwelendes Ressentiment. Beide aber führen nicht nur zu einer Grundeinstellung von "Alles oder nichts," sondern zur Anspruchshaltung: "Ich habe das Recht auf Wiedergutmachung", eine Haltung, die von Wut begleitet wird, aber peinlichst verborgen und unterdrückt werden muß.

"Was tun mit diesem Mangel an Objekt Konstanz," fragt mich die Analytikerin?

"Ihre emotionelle Gegenwart ist eine Antwort, aber die genügt nicht. Auch die Beständigkeit ihres Mannes hilft, aber behebt nicht das Problem. Das Wichtige scheint mir zu sein: Es handelt sich hier nicht einfach um einen Mangel an Objekt, sondern um einen Konflikt. Die Unerträglichkeit der Scham, die Hilflosigkeit, das Gefühl des Verratenwordenseins und davon, eine Fremde zu sein, die Panik darüber werden durch das Ressentiment versteckt und machen es unmöglich, darüber hinaus zu gehen." Sie fürchtet sich vor der unerträglichen Beschämung, wenn sie als Vertrauende wieder zum Opfer von Verrat werden könnte — "*not to be again the trusting victim*". Das Urteil: Wer mich verläßt, wer nicht ständig unmittelbar erreichbar bleibt, liebt mich nicht und ist deshalb ein Verräter, ist eine *idée fixe*, es wird zum Mythos. Das heißt, Trennung wird gleichgesetzt mit Seelenmord. Wer sich nicht ans Prinzip der absoluten Ausschließlichkeit in der intimen Beziehung hält, ist völlig schuldig. Die Trennungsschuld wird zum Angelpunkt der ganzen Ethik. "Ich machte mir mein eigenes Kind, damit ich diesen Ort im Leben habe," bekennt Jane, "und wenn die Tochter geht, verliere ich meinen Platz." Diese Ausschließlichkeit ist die Abwehr gegen das tiefe Wissen darum,

eine Ausgeschlossene zu, und daß eine verborgene Wirklichkeit gebe, die sie erahnt, aber nicht wissen darf. Das Urteilen wehrt es ab, diese Zusammenhänge zu untersuchen und diese Konflikte durchzuarbeiten. Das Sichklammern an die Absolutheit gibt ihr Struktur und Konstanz; ohne diese würde sie sich völlig verloren fühlen. Es ist Abwehr, daß sie "Null Empathie" in ihre Tochter hat: es wäre zu gefährlich, sich in den anderen zu versetzen. Sie verlöre dadurch den Halt an ihrem absoluten Urteil.

Nach Salman Akhtar ("From Simplicity through Contradiction to Paradox. The evolving psychic reality of the borderline patient in treatment." 1998, International Journ. Psycho-Anal. 79: 241 - 252) geht, besonders bei den schweren Neurosen (bei ihm: borderline patients), der Weg in der Behandlung von der Einfachheit, über die Widersprüche zum Paradox. Ich brauche dafür die Termini Absolutheit, Konflikt und Komplementarität. Der Prozeß oft innerhalb einer Stunde zeigt zunächst diese nicht in Frage gestellte Einstellung und Anspruchshaltung, zugleich ein verzweifelt Sichklammern an einen Mythos, der nicht bezweifelt werden darf, und ein Affekt, der überwältigend ist. Dann wandelt es sich zu unversöhnlichen inneren Gegensätzen, unlösbaren Konflikten, um schließlich in die Annahme der Gegensätzlichkeit, z.B. in Form von Humor, überzugehen. Jane zeigt alle drei Stationen, wieder und wieder.

Doch nun befasse ich mich eingehender mit den Gedankengängen von Warren Poland.

"Das Schmelzen der Finsternis"

Dies ist der Titel eines Werkes (Warren S. Poland: *Melting the Darkness. The Dyad and Principles of Clinical Practice*; 1996, 310 S., Jason Aronson, Northvale), auf das ich eher zufällig aufmerksam gemacht wurde durch eine öffentliche Diskussion am Treffen der American Psychoanalytic Association im Frühjahr 2002, und das mich dann, als ich es las, so in Bann schlug, daß ich immer mehr überzeugt wurde, es verdiene es, auch dem deutschen analytischen Publikum vorgestellt zu werden, stammt aus Shakespeares "Tempest" (V.I) und spricht von dem Aufsteigen des Morgens.

Ich vermittele Ihnen abschließend für heute einige Auszüge aus diesem Werk.

Das Studium der therapeutischen Dyade geht von der Voraussetzung aus, daß die analytische Situation durch Patient und Analytiker gemeinsam geschaffen wird: "... nur im geteilten Engagement kann eine klinische Analyse lebendig werden." Dies ist mehr als Gegenübertragung: "Der Analytiker ist, in einer angemessen disziplinierten und zielgehemmten Weise, offen für ein emotionelles Engagiertsein mit dem Patienten" (S. 4). Wie in jeder Beziehung gilt auch hier das Paradox: "So wie kein Mensch eine Insel ist, so ist auch jeder Mensch eine Insel"

(ibid.). Das ganze Buch ist von diesem Paradox mit seiner Dialektik in vielen Varianten durchwoben, und es kombiniert sich mit anderen Paradoxa.

Beim genaueren Studium der dyadischen Interaktion können wir von dem ausgehen, was Poland "das Grundprinzip, aus dem alle andern Prinzipien klinisch-analytischer Technik abgeleitet sind," nennt: "Rücksicht auf das Anderssein, aus dem Innersten des Analytikers heraus Respekt für die Einzigartigkeit des Selbst des Patienten als eines authentisch Anderen. Zugleich finde ich, daß in Selbstanalyse das Schauen auf sich selbst als einen Anderen, während man der Wahrheit mit rücksichtsloser Ehrlichkeit verpflichtet bleibt, der höchste Respekt ist, den man sich selbst zollen kann" (S. 246). "Beide Ansichten, daß man getrennt ist, entfernt von anderen, und daß man ein Teil ist von anderen, sind natürlich richtig. Obwohl Getrenntheit und Verbundenheit widersprüchlich scheinen, sie sind beide wahr und gleichzeitig wahr. Eine Person zu sein heißt immer, allein zu sein und gleichzeitig in Beziehungen zu anderen stehen. Die Einsamkeit der Selbstanalyse entfaltet sich im Gewebe des Andersseins. Und das interaktive Engagement der klinischen Analyse wird immer dadurch bedeutsam, wenn es ins Innenleben des privaten und einzigartigen Daseins jedes Patienten hineingenommen, übersetzt und dort verdaut wird" (S. 260). "Zusammen schaffen Analytiker und Patient ein einzigartiges analytisches Universum, das so gestaltet ist, daß es maximal durch die inneren Kräfte des Patienten und minimal, aber unvermeidlich teilweise auch durch die des Analytikers bestimmt wird. Die Neutralität des Analytikers ist die Haltung, die ganz darauf angelegt ist, die Zentralstellung der Ausgestaltungen des Innenlebens des Patienten zu schützen und darauf zu achten, daß das interaktive Drama, also das, was sich in der Dyade abspielt, ganz der Offenlegung und Untersuchung des Selbst des Patienten diene" (S. 153).

"Ein- und Zwei-Personen-Psychologien müssen beide respektiert werden, während gleichzeitig der Standort der dyadischen Einheit unseren vielfachen Standpunkten zugereicht wird.... die Ansichtsweisen von Beziehungen (relational views) lassen sich scheiden in *Person-getrennt* und *Person-vereinigt*, wobei dann die Person-getrennt entweder unter dem Blickwinkel von Ein-Person-[Psychologie] und Zwei-Personen-[Psychologie] untersucht werden kann. Letztlich müssen alle drei Dimensionen mitberücksichtigt werden, um zu vollem Verständnis zu führen" (S. 266). "Mit dem Gewinn der gegenwärtigen Beachtung dyadischer Interaktion kommt das Risiko eines Verlusts, nämlich des Fokus auf der Zentralität der Untersuchung (exploration) des Patienten eines einzigartig Anderen, der die primäre Aufgabe aller Analyse und Einsichtstherapie ist. Das irrtümliche Außerachtlassen des Analytikers darf nicht dadurch korrigiert werden, daß der Analytiker den Patienten von der Hauptbühne ins Nebenseits schiebt. Das dyadische klinische Feld bietet das Medium für Analyse, aber der primäre Zweck der Analyse ist

und bleibt die Explorierung und das Verstehen des Funktionierens des Patienten mit dem Ziel vermehrter Freiheit, die echter Einsicht und daraus folgender Bemeisterung (mastery) entstammt" (S. 6, betont vom Autoren). Man müsse die Versuchung selektiver Verpflichtung gegenüber den Gesichtspunkten der Ein-Personen-Dialektik von [innerem] Prozeß oder des Zwei-Personen-Dialogs von Interaktion vermeiden (S. 49). Vielmehr "ist es die Beziehung zwischen der individuellen Dialektik und dem dyadischen Dialog, die uns jetzt die größte Herausforderung für das Verständnis des psychoanalytischen Prozesses bietet... Kein Trieb verwirklicht sich außerhalb dem Gewebe der menschlichen Verbundenheit, selbst wenn sich dieses Gewebe verinnerlicht hat, und keine Objektbeziehung lebt ohne die Motivkraft von unbewußten Trieben im Innern beider Partner" (S. 48/49).

Zugleich warnen gerade diejenigen, die sich der Erforschung des Dyadischen widmen davor, "daß der Analytiker für die Übertragung, statt auf die Übertragung lauscht (the analyst's listening for the transference rather than to the transference)" (S. 6) (s. in dem Zusammenhang die jüngst erschienene wichtige Arbeit von Jacob Arlow: "Transference as Defense", JAPA, 50/4: 1139 – 1150, 2002, die Poland auch getrennt im selben Heft von JAPA kommentiert; s. zum selben Thema auch meine Rezension von Kilborne's Buch "Shame and Appearance" in "Psyche"). "Wenn die Analyse eine Reise ist, ist die Teilnahme an Übertragung und Gegenübertragung der Zug und nicht das Ziel (If analysis is a journey, the transference-countertransference engagement is the train, not the destination)" (S. 285), sagt er denn auch gegen Ende des Buches.

Psychoanalyse ist, wie wir wissen, die Kunst des Spezifischen, des ganz konkret Geschichtlichen. Entsprechend sagt Poland: "Das Leben ist nicht allgemein. Es geht immer um die spezifische Person in ihrer einzigartigen Individualität" (S. 218). Technische Disziplin sei zwar (wie die Theorie) immens wichtig, aber sie sei nur ein Mittel zum Zweck des Verstehens; sie bedeute nicht Verstehen selbst, sagt Poland (S. 2). Sein Gewissen sei ein schwieriger Gegner, seine Ehrlichkeit eine große Verbündete gewesen: das erstere durch das Insistieren auf technische Perfektion und Berufsstandards, es genau richtig zu tun, die letztere durch das Zugestehen, was man falsch gemacht, oder wo die eigenen Grenzen dessen sind, was man z.B. an Beschimpftwerden zu ertragen vermöge, auch das eigene Wissen um exzentrische Gegenübertragungsverzerrungen: "wie eine chronische Pest, wiederholt bekämpft, doch nie ausgerottet" (S. 290). "Anerkennen heißt nicht Bekenntnis, Exhibitionismus oder Enthüllung meiner persönlichen Phantasien. Die formale Arbeit in der Praxis ist die der Analyse des Patienten — " (S. 291), also nicht die Selbstenthüllung.

Ähnlich Arlow betont Poland die lebens- und therapieentscheidende Rolle unbewußter Phantasien: "Die Vergangenheit wird nicht direkt in der Gegenwart als verkörperte (incarnate) Vergangenheit lebendig. Die

Vergangenheit wird erst lebendig, insoweit sie unbewußte Phantasien geschaffen hat, und es ist diese Konstellation (set) unbewußter Phantasien, die in der Gegenwart lebendig wird... Es ist die Erkenntnis der Sinnhaftigkeit organisierender, gegenwärtig wirksamer Phantasien, die das Tor zur Relevanz der Vergangenheit öffnet... Deutungen verbinden unmittelbares Erleben mit unbewußten Phantasien, während Rekonstruktionen Verbindungen schaffen zwischen unbewußten Phantasien und möglichen oder wahrscheinlichen historischen Vergangenheiten" (S. 38, S. 50). Da Kinder sich mit den unbewußten Konflikten der Eltern identifizieren, erstreckt sich eine volle Analyse oft auf eine spekulative Analyse der Eltern (S. 43/44).

"Emotional es zu erfassen, wie wertvoll die Aufmerksamkeit darauf ist, wie man denkt, ist wohl für die analytische Arbeit ebenso entscheidend wie die Deutungen des Analytikers davon, was man denkt. Wenn sich im Verlauf einer erfolgreichen Analyse Einsicht entwickelt, gewinnt der Patient eine zunehmende Fähigkeit zur Selbstanalyse. Einsicht kann ein Teil des Ichideals des Patienten werden, der das Übertragungsbild des Analytikers als Gegenstand ersehnter kindlicher Befriedigungen ersetzt" (S. 72). Es sei mehr das analytische Suchen als dessen Ergebnis, was die Fähigkeiten zur Selbstanalyse fördere (S. 76). Daher sei denn auch die Grundregel für den Analytiker ebenso wertvoll wie für den Patienten: "alle eigenen inneren Erlebnisse des Analytikers müssen in Bezug auf die Analyse für ihren Informationswert in Betracht gezogen und geprüft werden," wobei nichts einfach leichtfertig abgewiesen werden solle (S. 87). Neutralität beinhalte des Analytikers uneigennützig Verfügbarkeit für die Beobachtung, wer und wo der Patient ist. Obgleich zumeist stillschweigend vorausgesetzt, ist der "Respekt des Analytikers für die Authentizität des Selbsts des Patienten als eines echten Anderen, mit derselben Gültigkeit wie das Selbst des Analytikers, das tiefste aller klinischen psychoanalytischen Prinzipien" (S. 88, meine Betonung, L.W.). Keineswegs bedeute Neutralität die Abwesenheit von Zielen; vielmehr sei das Langzeitziel innere strukturelle Veränderung des Patienten. Sie sei das Wissen, daß eine "Arbeit, die auf einer rücksichtslosen Hingabe an Ehrlichkeit beruht, [einer Hingabe] an die Wichtigkeit der psychischen Wirklichkeit und des Unbewußten, und an die Möglichkeit von Freiheit und Wachstum, erzielt durch einsichtstragende Bemeisterung, das Bedeutendste ist, was der Analytiker dem Patienten zu bieten vermag." Unterstützung, die Rolle des Heilers, René Spitz' "diätrophische Gegenwart" geben alle den Hintergrundzusammenhang.

Doch wie steht es dann mit der Neutralität? Sie "ist erforderlich für die analytische Arbeit; sie ist keine unbekümmerte Indifferenz... Neutralität ist ein globaler Begriff, um das Offensein des Analytikers für alle Erfahrungen und Vorgänge in der Analyse zu bezeichnen, ob diese sich nun im Patienten oder im Selbst des Analytikers befinden. Im Gegensatz dazu bedeutet Abstinenz eine engere Begrenzung von

Übertragungsbefriedigung, vielleicht deren Titrierung, um weitere psychologische Arbeit zu befördern: das Nicht-Geben auf einer Ebene, um die Regression auf eine tiefere Schicht verborgener Bedeutungen zu erleichtern. Analytische Abstinenz weist daher ein Vorgehen hin, das den Patienten vor unangemessenem Eindringen des Analytikers bewahren soll... Ganz klar ist sie nicht ein Mangel von emotionalem Engagement des Analytikers... Kompromißloses Sichbemühen um Einsicht ist das Maximum dessen, was ein Analytiker einem Patienten geben kann, ein einzigartiges Geschenk, wertvoller als jede Übertragungsbefriedigung... Neutralität ist die technische Manifestation von Respekt für das wesentliche Anderssein des Patienten" (S. 89/90, S. 92). (In einer schönen gesonderten Arbeit über die Funktion des Analytikers als Zeuge spricht er vom "Schweigen als engagierter Nichtzudringlichkeit eher als von Abstinenz — silence as engaged nonintrusiveness rather than of abstinence"⁴).

Eine besonders einleuchtende Bemerkung betrifft den Mißbrauch von Empathie für "analytischen Sadismus, basiert auf dem perceptiven Erfassen der Konflikte des Patienten durch den Analytiker, das aber dann zu nicht-therapeutischen Zwecken ausgenutzt wird." Ein gutes Beispiel für denselben Vorgang ist die Fähigkeit von Demagogen, "andere zu lesen," aber dann dieses Verständnis in den Dienst ihrer eigenen Grandiosität (self-aggrandizement) zu stellen. Den Begriff Empathie auf dessen idealisierte Form und Anwendung zu beschränken, sei tendentiös und verwandle Empathie aus einem funktionellen (operational) Konzept in ein Schibboleth (S. 147/8), eine ideologische Stellungnahme. "Kommunikation ist nicht Kommunion. Empathie ist als vitale und primäre Quelle von Teilverständnis, aber nicht von Allwissen gültig" (S. 149).

Die Kehrseite der Empathie ist der analytische Takt — "die Fähigkeit, das richtige Ding zur richtigen Zeit zu sagen oder zu tun," eine der Wörterbuchdefinitionen, hier "mit dem Zweck, die größtmögliche Offenlegung der intrapsychischen Konflikte und deren Sichtbarwerden in der Übertragung zu erzielen" (S. 155/6). "Takt folgt der Empathie" — Empathie stehe sozusagen am sensorischen Ende des Funktionierens des Analytikers, Takt an dessen motorischem Ende: "Wir lernen mit Empathie und Verständnis, und wir deuten mit Takt" (S. 157). Genetisch gesehen sei Takt eine der integrativen Funktionen des Ichs, begründet in der Annahme und Toleranz der Mutter für die Wut des Kindes und für ihren eigenen Sadismus als etwas, das weniger stark ist als ihre grundlegende Gebundenheit und Verbundenheit mit dem Kind (S. 160).

Ich schließe mit einem Wort Goethes:

"Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes
Erkennen. Denn er mißt nach eigenem Maß

⁴ W.S. Poland: "The analyst's witnessing and otherness," Journal of the American Psychoanalytic Association, 48/1, S. 17 – 93, 2000

Sich bald zu klein und leider oft zu groß.
Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur
Das Leben lehret jedem, was er sei."
(Goethe, "Torquato Tasso", A. II, Sc. 3)

Das Auge des Schmerzes, das Beziehung und Identität bestätigt

Eine andere Vignette: Renate, eine in ihrer Kindheit v.a. durch eine schwere Nierenerkrankung schwer traumatisierte Patientin in ihren Dreißiger Jahren fürchtet, ihre Geliebte aus den Augen zu verlieren, wenn sie nicht in ihre Nähe ziehe, doch fürchtet sie zugleich jede Form von Abhängigkeit, wird in der Nähe, auch in der Analyse rasch aggressiv und leidet bei der Trennung doch tief unter der Einsamkeit. Die Freundin ist aber eher abweisend. Ebenso fürchtet sich die Patientin, sich in der Analyse auf die Couch zu legen, denn das Bild der Analytikerin verblasse in ihr. Sie versucht, diese mit ihrem Blick zu kontrollieren, um zu wissen, ob diese sie verstehe und sich mit ihr verbunden fühle. Beim Liegen fürchtet sie, sie verlören sich beide aus den Augen, und daß die Analytikerin sie ebenso wenig wahrnehme, wie es ihre uneinfühlsame Mutter getan habe. Sie habe sehr viel Schmerz erlebt, und die Mutter habe diesen nicht wahrgenommen. Sie hatte solch rasende Kopfschmerzen, daß sie nur noch schwarzweiß sehen konnte, und die Mutter riet ihr, ein Glas Wasser zu trinken oder tief durchzuatmen: "Die Mutter verlor den Schmerz aus den Augen. Ich war völlig allein damit." In der Stunde kann sie diesen ausgegrenzten Teil von sich wieder erleben; der Schmerz wird angesprochen und ausgesprochen. Es ist ein Stück realer Beziehung, über die Übertragung hinaus — das Dialogische im Sinne Bubers. Die Patientin vertieft dies: "Im Innenraum soviel Schmerz zu sehen hat mich wirklich überrascht. Aber ich empfinde ihn wie einen Freund, einen guten alten Freund. Es ist wie ein Nachhausekommen — Schmerz und Trauer, ein seelischer Schmerz. Er ist verlässlich; er verläßt mich nicht. Er ist Schutz vor der Umwelt. Wenn ich mit dem Schmerz bin, ist alles andere in mir abgestellt. Der Schmerz gehört ganz zum innersten Bereich von mir. Es ist wie ein Zurückkehren, dort, wo alles vertraut ist. Es ist Schmerz und Kraft, beides zusammen. Im Hof sah ich einen jungen Vogel am Sterben. Er schaute mich so an; das hat mich so aufgewühlt und nicht mehr losgelassen. Mir kommen jetzt schon wieder die Tränen. Er fürchtete sich nicht einmal vor meiner Katze." Die Analytikerin bemerkt: "Der Vogel ist zusammen mit seinem Schmerz auf dem Weg in eine andere Welt," damit, wie sie sagt, Renate den auf den Vogel projizierten Schmerz und die Todeserfahrung als eigenen Anteil zu erkennen und allmählich integrieren könne. Sein Sterben erinnert sie nämlich an ihr eigenes Sterbeerlebnis in der Urämie damals im Krankenhaus. Die Krankenschwester habe sie immer wieder angesprochen, und schließlich konnte Renate wieder die Realität spüren. Es sei gewesen, als wären dabei viele Jahre vergangen. Viel später

begleitete sie eine Freundin in deren Sterben. Die Analytikerin sagt: "Der Vogel hat Sie angeschaut und den Rest von einer Verbindung aufrechterhalten. Dieser Blick hat Sie in Aufruhr versetzt. Ihre Freundin ließen Sie nicht allein in ihrer großen Angst und ihrem Schmerz, was Sie als Kind gefühlt." Renate sitzt auf und sagt: "Ich komme erst jetzt mit einem Teil von mir wieder in Verbindung. Es ist der Teil, den ich als Kind nicht bewältigen konnte und der von der Mutter nicht angenommen, nicht mitgetragen wurde." Die Mutter muß jede Schwäche abwehren und die Schmerzen anderer verleugnen und geht nach einer Herzoperation ihres Mannes noch am selben Abend in ihren Kurs. Sie war selbst ein Flüchtlingskind und auf der Flucht vergewaltigt worden. Sie zog immer stark über die Männer, auch ihren Mann, her und verdächtigte ihn sexueller Übergriffe auf die Tochter. Ja kein Schmerz, ja keine Anteilnahme; das war so stark eine Erbschaft aus der Nazizeit. Der Bewältigungsmechanismus von Mutter wie von Renate bestand darin, in die Phantasiewelt zu gehen, in einen Innenraum, in einer Art adaptiver Dissoziation, wo die äußere Welt völlig ausgeblendet wurde; bei der Mutter war das in Form einer extremen und bigotten Religiosität. Renates große Angst ist die Wiederholung der immer sich wiederholenden Traumatisierung durch Enttäuschung, Seelenblindheit und Verrat, und das tiefe Gefühl der Beschämung, nicht gesehen und als Vertrauende verraten worden zu sein. Entsprechend wiederholt sie nun in jeder intimen Beziehung, auch in der Übertragung, diese Abfolge von Idealisierung, Enttäuschung, Verratenwerden und Beschämung, und versucht dieses zwanghafte Szenario dadurch zu vermeiden, daß sie immer zuerst auf Distanz geht. Der sterbende Vogel, ihre Krankheit und Todesnähe, das Bild der versteinerten Mutter und die Phantasie von der Horurne auf dem Tisch der Analytikerin — alle weisen auf ihre Sehnsucht nach Wiedergeburt hin, die Wiedergutmachung ihrer eigenen Traumatisierung und ihrer eigenen Aggressionen.

Es ist aber das Auge, das den Schmerz und die Trauer anerkennt, das ihr innere Kontinuität und Wirklichkeit wiederherstellt — ein äußeres Auge wie ein inneres Auge, das Auge, das ihr Selbst anerkennt und die Scham wieder gutmacht, ein Auge der Versöhnung, das, wie es in einem Gedicht von Alexander Pope heißt, "den ewigen Sonnenschein der unbefleckten Seele — *the eternal sunshine of the spotless mind*," verheißt ("Eloisa to Abelard").

Unsichtbarkeit, Diskontinuität und Scham

Im Zusammenhang mit dem morgigen Fall zitierte ich vor zwei Jahren einige kürzere Passagen aus dem eben erschienenen Buch von Benjamin Kilborne: "Disappearing Persons — Shame and Appearance" (State University of New York Press. Albany, 2002, pp. 192).

Heute möchte ich ihm mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen und seinen Ausführungen genauer folgen. Auch hier hole ich wieder etwas weiter aus.

Lange hat die Psychoanalyse dem Affekt Scham kaum Beachtung geschenkt. Der Überich-Begriff entwickelte sich v.a., um unbewußtem Schuldgefühl, Selbstbestrafung und moralischem Masochismus ein konzeptuelles Gerüst zu verleihen, und dies natürlich im Rahmen der Strukturtheorie und der unbezweifelten Zentralität des Konfliktbegriffs. Dann ereignete sich vor etwa 20 Jahren eine fast vollständige Umkehrung. Eine Anzahl von Büchern erschien, die sich nun zwar ganz auf das Schamerlebnis konzentrierten, doch oft ganz in interpersonalen und sozialen Zusammenhängen und mit spezieller Beachtung der frühkindlichen Entwicklung, ohne sich mehr sonderlich um Konflikt- oder Strukturtheorie zu kümmern; die Fragen von Überich und innerem Konflikt oder von Masochismus überhaupt rückten ganz in den Hintergrund, wie es dem allgemeinen Abrücken vom Konfliktverständnis und dem Intrapsychischem und der immer stärkeren Betonung des Interpersonell-intersubjektivem und der korrektiven Erfahrung und Internalisierung, wenigstens in weiten Bereichen der amerikanischen Psychoanalyse, entsprach. Eine Reihe solcher Bücher habe ich denn auch hier in der "Psyche" im Laufe der Jahre besprochen.

Doch scheint auch hier das alte weise Wort *Contraria sunt complementa*, daß sich nämlich die Gegensätze ergänzen, am meisten zu bewähren: Durch unser ganzes Gebiet können wir sehen, wie sich auf manchen Ebenen diese Dialektik feststellen läßt: Realität der Beziehung gegenüber Übertragung und Als-Ob, Analyse der Übertragung gegenüber Aufmerksamkeit auf die Geschichte von Trauma und Konflikt, Befriedigung gegenüber Versagung und Neutralität, Einsicht gegenüber Suggestion und Psychagogik, Defekt gegenüber Konflikt, und die umfassende Frage von Psychoanalyse gegenüber Psychotherapie. Sehr viele Modeströmungen nehmen einen Pol aus diesen Gegensatzpaaren und vernachlässigen die andere Hälfte — in den letzten Jahren besonders dramatisch die fast ausschließliche Betonung der Übertragungsanalyse, wie ich dies namentlich in Deutschland beobachten kann, unter Vernachlässigung der reichen Vielfalt der sich entwickelnden sonstigen Dynamik und der "Oberfläche", oder, im Theoretischen, das Überbordwerfen des Strukturverständnisses zugunsten der "Objektbeziehung".

Im Gegensatz zu solchen Einseitigkeiten ist das Buch geprägt von der Komplementarität solcher Gegensätze. Diese verleiht dessen Lektüre einen besonderen Eindruck von Reichtum und Fülle. Es ist ein reicher Beitrag zur modernen Psychoanalyse, der von manchen Quellen von Erfahrung, Wissen und Denken genährt wird. Die folgenden Sätze vom Anfang des Werkes zeigen seine Weite und Tiefe: "Ausgebildet in Literatur, Geschichte, Anthropologie und klinischer Psychoanalyse,

beziehe ich mich auf unsere humanistische Tradition, um eine psychokulturelle Krise zu beschreiben. Meine Grundthese ist weder originell noch überraschend: daß wir zu kontrollieren versuchen, wie wir fühlen, indem wir kontrollieren, wie wir erscheinen. Doch ich denke, daß der Versuch, diese These mit Begriffen von Scham und Konflikt zu verbinden, in eine neue Richtung der Untersuchung weist" (S. XI, Beton'g L.W.). Wie zwei Reihen von sich gegenüberstehenden Spiegeln beleuchten sich literarische Schöpfung und psychodynamische Theorie und Erfahrung gegenseitig in einer wunderbar schillernden Weise: "Was sich entwickelte, war ein Buch, das die Literatur benutzte, um über psychodynamische Begriffe nachzudenken, und psychoanalytische Fragen für die Lektüre der Literatur" (S. XII) — in einem in sich schon dialektischen Prozeß. Wie ich das Buch las, fand ich es unmittelbar von großer Hilfe in meiner eigenen therapeutischen Arbeit und in der Supervision, doch zugleich eröffnete es mir unerwartete Ausblicke auf die gegenwärtige Populärkultur und die Politik, auf große Dichtwerke und Dichter: Pirandello, Kierkegaard, Milton, Swift, Lewis Carroll, Kundera, Jean Renoirs Film "The Rules of the Game" und natürlich Sophokles (Kilborne arbeitet gegenwärtig an einem neuen Buch über Tragödie, mit einem radikal anderen Verständnis von Sophokles' Oedipusdramen, das zumindest komplementär zum Freudschen Verstehen sein wird).

Kilbornes Zentralbegriff ist das Konzept der ödipalen Scham, das mehr von der sophokleischen Gestalt als vom ödipalen Konflikt oder der ödipalen Phase her entwickelt wird. Er umschreibt die ödipale Scham als "Gefühle von tiefer Niederlage (Versagen in der Konkurrenz), vernichtende Selbstkritik (Versagen im Selbstwert), Hilflosigkeit (Versagen in den Hilferufen, Wut und Grundbedrohungen von Selbstbild und psychischer Überlebensfähigkeit)" (S. 3). Darin ist die Polarität von Phantasien von der eigenen Erscheinung und Angst vor dem eigenen Verschwinden entscheidend (S. 5). Diese Polarität und ihre inhärente Dialektik bestimmen unsere Identität: "Sich vorzustellen, was wir anschauen, sich vorzustellen, daß wir schauen und zugleich angeschaut werden, während wir schauen — all dies scheint wesentlich zu sein für unser Gefühl dafür, wer wir sind, und für ein Urvertrauen in die Kontinuität unseres Lebens" (S. 70). Er zitiert einen Patienten: "Man könnte sagen, man sei ohne Identität, wenn man in andern nicht erkennen kann, was man nicht in sich selber erkennen kann. Ohne Identität kann man keine Verbindung schaffen" (S. 32) — und genau so gilt das Umgekehrte: ohne Verbindung und Beziehung kann man keine Identität schaffen. Angst über das Erscheinen ist jedoch ein Aspekt der Schamerfahrung, und das befürchtete und zugleich gewünschte Verschwinden ist die Zielvorstellung, die dem Schamerleben innewohnt: "Ich möchte in den Erdboden versinken, als einer, der sich so befleckt und so versagt hat; ich möchte in ein Mausloch verschwinden" (Wurmser, 1990). Scham ist innig mit Identitätskonflikten verwoben, wie

es Helen Merrell Lynd vor über 40 Jahren in einem auch heute noch wertvollen und ebenfalls sehr literarischen Buch sehr schön herausgearbeitet hat. Das Erlebnis des Sichschämens spaltet die Welt, schafft die tiefe Diskontinuität. Nicht so im Auge der anderen gesehen zu werden, wie man sich selber sehen möchte, bedeutet Verschwinden der eigenen Identität und ein Umsichgreifen von Leere und Sinnlosigkeit. Kilborne beschreibt den daraus sich ergebenden *Circulus vitiosus*: "Zuviel unerträgliche Scham führt zu einem Verlust des Selbst, und ein Verlust des Selbst erzeugt mehr Scham" (S. 92). Schamkonflikte isolieren: "Ob man nicht mehr ist als das, was man zu sein scheint, oder nicht mehr als das, was man aufgehört hat zu sein, das Endergebnis ist dasselbe: Isolierung" ("Whether one is no more than what one appears to be or no more than what one disappears to be, the end result is the same: isolation") (p. 45). In Ausführungen, die sich mit Spionen und Verrätern (und Graham Green!) befassen beschreibt er die geheime Mächtigkeit nicht nur von Täuschung, sondern von der Phantasie, unsichtbar zu sein: "Dahinter verbirgt sich die Angst, daß es dort wirklich nichts gebe, nichts, das noch verschwinden könnte, daß hinter der Maske nichts sei" (S. 53). Aber Auden's Wort gilt es auch zu bedenken, daß "Kunst der Demütigung entspringe — art is born of humiliation" (S. 58), oder, der ähnliche Gedanke von Václav Havel, daß all seine Leistungen Versuche gewesen seien, "mein ständig fragwürdiges Recht dazusein zu rechtfertigen (to vindicate my permanently questionable right to exist)" (S. 60).

Worin sieht Kilborne den Ursprung solch ödipaler Scham? "Ödipale Scham wächst in dysfunktionellen Familien, wo Konflikte zwischen Eltern und Kindern vermieden werden, statt erkannt zu werden, wo Konflikte überhaupt oft als etwas Beschämendes und Demütigendes erlebt werden, wo die Scham des Kindes für das Versagen und die Schwächen der Eltern zur Geheimhaltung und zu den Allmachtswünschen des Kindes, die Eltern zu schützen, beiträgt und wo die Verantwortlichkeiten der Eltern verwischt und kompromittiert werden. In solchen Familien wiederholen dann die Kinder unbewußt die Muster von Niederlage und Demütigung" (S. 119/120) .

In Übereinstimmung mit gegenwärtigem psychoanalytischem Denken stellt Kilborne in den Mittelpunkt seines theoretischen Verständnisses das Erleben, vom Nächsten als eine Person mit einer Innenwelt wahrgenommen, anerkannt und bestätigt zu werden — im Sinne von Fonagys Begriff der Mentalisierung: daß man den Sinn dafür, da zu sein und ein Selbst zu sein, dadurch erst gewinnt, wenn der andere dieses Selbstsein und v.a. die Innerlichkeit von Gedanken, Gefühl und Willen erkennt und bekräftigt. Statt Descartes' *Cogito ergo sum* hieße es dann eher: "Ich fühle, der Andere, meine Mutter, fühlt, daß ich fühle; daher bin ich," oder: "Ich denke oder stelle mir vor, daß sie sich vorstellt, daß ich denke, deshalb existiere ich (*sentio eam cogitare me cogitare, ergo sum*)." Die Umkehrung davon ist das, was Kilbornes Meinung nach

Carrolls *"Alice in Wonderland"* umtreibt: "diese Unerkennbarkeit, diese Angst, niemals fähig zu sein, sich in den Augen anderer vorstellen zu können" (S. 10). Dies aber schafft ein tiefes Empfinden innerer Diskontinuität: "Es ist alles sehr störend, wie ich keinen Zusammenhang bewahren kann," wie es einer seiner Patienten ausdrückt (S. 30); und da er keine bleibende Verbundenheit mit jemandem spürt, ist er ständig in Gefahr, selber zu verschwinden. Sheldon Bach hat 2001 eine sehr schöne Arbeit zu diesem Thema der Diskontinuität des Erlebens und des Ursprung publiziert (Bach, S: "On Being Forgotten and Forgetting One's Self." Psychoanal. Quart. LXX, 2001, No 4, S. 739 - 756): "... die spezifischen Erinnerungen und Erlebnisse gleichen einzelnen Perlen, die Kontinuität und Gestalt nur dann erreichen können, wenn sie zu einem Halsband aneinandergereiht werden. Die Schnur, an der sie miteinander verbunden werden, ist die kontinuierliche Existenz des Kindes im Denken (mind) der Eltern; diese gibt die Kontinuität, an der die Perlen des Erlebens zusammengebunden und zur Halskette eines zusammenhängenden Lebens werden" (S. 748) — und damit zur Identität.

Die gleiche Metapher wird von einer anderen Patientin im Zusammenhang mit ihrer emotionalen Distanz ihrem Geliebten gegenüber benützt. Sie berichtet, wie sie zum ersten Mal einen Höhepunkt erlebt habe, wo es ihr gelungen sei, in ihren Empfindungen sowohl bei sich als auch bei ihm bleiben zu können: "Sie müssen es sich so vorstellen: Würden die Gefühle Perlen entsprechen, als hätten diese bisher einzeln auf einem Tisch gelegen, jede für sich wunderschön, aber unverbunden, und so, als wären sie in diesem Erlebnis wie auf einer Schnur aufgereiht worden: Plötzlich waren sie verbunden" (Mitteilg Fr. Dr. Jaraß)

Sinn- und Zeiterleben erwachsen aus dem Gefühl der Verbundenheit der Erfahrungen, wie sie durch das Erinnern des Anderen im eigenen Innenleben geschaffen wird.

Eines der ganz großen Verdienste Kilbornes besteht nun gerade darin, diesen neuen theoretischen Focus auf der Dialektik von Kontinuität und Diskontinuität mit den Fragen von Scham, Erscheinung und Schauen zu verknüpfen, nämlich daß diese Diskontinuität des Seins in einer Zusammenlosigkeit des Gesehenwerdens und des Sichselbersehens wurzelt, und daß diese Fragmentierung ganz stark auf ein tiefes, sich immer wiederholendes Schamerleben zurückzuführen ist. Dieses wird aber selbst durch das verursacht, was ich die Seelenblindheit der anderen, namentlich natürlich der Eltern, nenne. Kilborne spricht daher "von der überwältigenden Erfahrung dieser Patienten, daß sie unerkennbar seien, daß es für sie keine Platz gebe, wenn sie sie selbst sind, daß sie infolgedessen sowohl gegen die Angst, erkannt zu werden, wie auch die Angst, nicht gesehen zu werden, ankämpfen... In der Übertragung wiederholen sie das Empfinden, zur Unsichtbarkeit

verdammt zu sein, während sie sich danach sehnen, erkannt zu werden" (S. 26). Entsprechend können wir immer wieder bei unseren Patienten ihr Gefühl der Unsichtbarkeit und das "schwarze Loch" traumatischer Scham antreffen. Tatsächlich könnte sehr viel in der gegenwärtigen Debatte über massive Traumatisierung und deren Zusammenhang mit dem Erleben eines inneren "schwarzen Lochs" von unaussprechlichem Horror, von abgrundtiefer Verzweiflung und Vernichtung (z.B.Hopper, E (1991): "Encapsulation as a defense against fear of annihilation." Internat. Journ. Psychoanal. 72: 607 – 624) als Ergebnis von traumatischer Scham verstanden werden. Oder aber wir beobachten bei Patienten das Gefühl, klein zu sein oder zusammenzuschrumpfen, die Liliputphantasie (S. 22). Eine Folge davon ist chronische Entfremdung, das Gefühl, unwirklich zu sein und keine Identität zu besitzen. Eine andere findet sich darin, die eigene Erscheinung übermäßig zu betonen: "Wer es erlebt, daß er sich selbst nicht in den Augen der Anderen vorstellen kann, baut immer zwanghafter auf seine Erscheinung, im vergeblichen Bemühen, sich den anderen verständlich zu machen, und zugleich führt das Erkennen davon zu einer außerordentlichen Verwundbarkeit" (S. 27), zur Verdrängung der "inneren Nacktheit — inward nakedness" (Milton)(S. 124). "Je stärker die Phantasien sind, die Erscheinung zu kontrollieren,... um so stärker ist das Bedürfnis, Gefühle zu kontrollieren" (S.130). Erlösung wird dann erstrebt im süchtigen Gebrauch von Spiegeln und Kleidern, oder in kosmetischer Chirurgie: "Was den Spiegel so anziehend macht, ist genau das, was ihn tödlich macht: nämlich die dargebotene Illusion, daß das Bild das Selbst *ist*" (S. 106). "Als seelische Landschaften, die von unsern Körpererscheinungen besetzt werden, unterstützen die Kleider die Illusion, daß Erscheinung substantiell gemacht werden könne, daß der Persönlichkeitsstoff so formbar sei wie der Kleiderstoff" (S. 110). "Unter den modernen Technologien gibt es wenige, die es so klar wie die kosmetische Chirurgie zum Ausdruck bringen, wie machtvoll die Illusion ist, daß wir unserer inneren Gefühle dadurch Herr zu werden vermögen, indem wir kontrollieren, wie wir erscheinen" (S. 114).

Kilborne bezieht sich mit Vorliebe auf die Werke von Luigi Pirandello, des bedeutenden italienischen Schriftstellers der Mitte des letzten Jahrhunderts. Manche seiner Novellen und Schauspiele werden mit besonderer Prägnanz von ihm analysiert. Um nur ein markantes Zitat herauszuheben, das sowohl die Macht der Kilborneschen Analyse und der Verwobenheit mehrerer Deutungsschichten beleuchten soll (es handelt sich um die Geschichte und das Schauspiel "Du hast recht, wenn du denkst, du hast recht"): "Die Macht in den Augen (eingebildet oder wirklich) der sizilianischen Dorfbewohner vermag selbst das am stärksten verteidigte Identitätsbewußtsein zu zerstören (deconstruct)... Der identitätszerschmetternden Macht der Augen, seien es der der Hauptgestalten, seien es der der Dorfbewohner, kann man nur durch

Täuschung entrinnen. Und Täuschung bedeutet damit eine Art von gewolltem Verschwinden aus dem Blick der Zuschauer; man kann nur als anderer erscheinen, als man ist. Täuschung, Entrüstung und Abhilfe durch noch größere Täuschung war, beiläufig gesagt, das Verhaltensmuster von Präsident Nixon, der, wie die Charaktere von Pirandello, zuviel Wert auf Erscheinung legte“ (S. 42).

“Des Ich’s Widerspruch und Wirrsal”⁵

“Der Mensch ist ein Seil, geknüpft zwischen Tier und Übermensch — ein Seil über einem Abgrunde. Ein gefährliches Hinüber, ein gefährliches Auf-dem-Wege, ein gefährliches Zurückblicken, ein gefährliches Schaudern und Stehenbleiben,” heißt es im “Zarathustra” (S. 11). Ein ähnlicher Sinn liegt im Wort des chassidischen Meisters vom Anfang des 19. Jahrhunderts, R. Nachman von Bratzlav, das sowohl die existentielle Bedrohung des Menschen, äußerlich wie innerlich, als auch die Aufforderung zum Mut, dennoch weiterzumachen, ausdrückt: “Die ganze Welt ist eine sehr schmale Brücke. Die Hauptsache ist es, gar keine Angst zu haben”⁶. Über die Karamazovs sagt der Ankläger, es seien breitangelegte Naturen, “die fähig sind, alle möglichen Gegensätze in sich zu vereinen und gleichzeitig beide Abgründe zu schauen: den Abgrund über uns, den Abgrund höchster Ideale, und den Abgrund unter uns, den Abgrund der niedrigsten und schändlichsten Verkommenheit.”

Ich möchte heute etwas über die Vielfalt des Selbst und dessen Einheit sprechen, über die Dialektik zwischen mehreren Selbstgestalten und dem Suchen nach dem authentischen Kern des Selbst. Beide gehören zur inneren Realität.

Echtheit, Schein und Scham

⁵ “Ja, dies Ich und des Ich’s Widerspruch und Wirrsal redet noch am redlichsten von seinem Sein, dieses schaffende, wollende, wertende Ich, welches das Maß und der Wert der Dinge ist” (“Zarathustra”, S. 33/34)

⁶ “Kol ha’olám kulló, géscher tzar me’ód. Weha’iqár lo lefachéd klal.” Ich zitiere aus dem Buch von J. Abrams, “The Beginner’s Guide to the Steinsaltz Talmud”, S. 111

Hier möchte ich nun ausführlicher über einen Fall sprechen, wo es, im Anklang an das, was ich in der Hauptvorlesung über die “deutende Haltung” gesagt habe, nicht nur um das spezifische Wort, sondern viel allgemeiner um das Thema der Veränderung geht, und zwar handelt es sich über die Patientin Karin, über die ich hier schon vor 2 Jahren sprach. Da ich annehme, daß Sie den Fall nicht in genau in Erinnerung behalten haben, gestatte ich mir einiges von damals zu wiederholen, um uns dann Gelegenheit zu geben, mehr von der gegenwärtigen Arbeit zu hören und den Fall als ganzen besser diskutieren zu können.

Es handelt sich um eine jetzt 52jährige Patientin, Karin. Sie ist verheiratet und hat ein noch sehr kleines Kind, ihr erstes und völlig unerwartetes, das sie mit 48 Jahren geboren hatte. Sie arbeitete zuvor als Verwalterin von größeren “fundraising operations” (Sammelorganisationen), früher auch in “public relations” und als Assistentin einer sehr bekannten, politisch prominenten Frau. Doch ihr ganzes Leben litt sie unter der unablässig auf sie einhämmernden Selbstkritik und inneren Verurteilung, weit mehr in Form von Scham als von Schuld, und, damit innig verbunden, unter chronischer Depersonalisation und einer sie oft lähmenden Depression und tiefen Verzweiflung. Das Bild paßt zu dem einer dissoziativen Störung. Ihre allerersten Worte waren denn auch, als sie zu mir in Behandlung kam: “Ich möchte die Tonbänder (tapes) in meinem Kopf reparieren (fix) — was ich von meiner Mutter habe — die sind so negativ und destruktiv. Ich stelle alles in Frage. Wenn ich doch das ändern könnte! ” Ich sah sie zuerst kürzere Zeit niederfrequent, seit letztem Juni nun vierstündig und auf der Couch. Ich zitiere aus einigen Stunden der letzten paar Monate: “Ich höre diese ständige Stimme in meinem Kopf: ‘Du machst das nicht recht, und du machst jenes nicht recht.’ Und ich renne wie ein Hamster in seinem Rad... Es ist wie eine Verwesung (mould) in mir: wenn ich das Fenster nicht öffnen [mit jemandem darüber spreche] und die frische Luft die Verwesung abtöten lasse, überwältigt diese rasch alles. Es wird giftiger und giftiger.” Zu anderen Zeiten spricht sie davon, sie sei in einem Stahlkäfig eingesperrt oder stehe vor einem riesigen Grizzlybär, der sie zu ersticken drohe. Sie fährt fort und gibt dabei einen ätiologischen Hinweis, der ihr freilich immer bewußt gewesen sei: “Letzte Woche dachte ich, ich würde explodieren. Ich war bei meiner Mutter.” Ich trage hier nach: Ihr Vater, Verkäufer in einer Druckerei, beschrieben als ein milder und würdevoller Mann schwedischer Herkunft, starb vor einigen Jahren, z.T. an Folgen von Alkoholabusus. Ihre Mutter hatte (und hat) Perioden frenetischer Aktivität und agitierter Depression, Gereiztheit und chronischer Wut. Es gab sehr viel Streit und viel Unberechenbarkeit daheim, eine chronische Traumatisierung. Karin war selbst die älteste von 4 Kindern. Die nächstjüngere Schwester kam 3 Jahre nach ihr und ein Bruder 9 Jahre. Dazwischen gab es noch ein Mädchen, das aber in früher Kindheit an einem Herzfehler starb (als Karin 8jährig war). Ein

späteres Trauma geschah mit 15 Jahren, als sie bei einer Tante in Übersee zu Besuch war. Ihr Onkel verging sich an ihr sexuell. Es war ein schwerer Schlag für sie, da sie seine Zuwendung zuerst als echtes Interesse an ihr gedeutet hatte. Als sie sich endlich wagte, es zuhause mitzuteilen, wurde es sowohl verleugnet wie ihr die Schuld zugesprochen. Ihre erste langdauernde und innige Freundschaft mit einem Jüngling wurde auf das massivste von ihren und des Jungen Eltern blockiert, so weit, daß Ihre Eltern sie in ein anderes, fernes College versetzten.

Sie fährt fort: "Ich bin immer sehr wachsam um sie [meine Mutter] herum, erwarte ihre nächste Kritik, ihren nächsten Kommentar. Das ist etwas Vertrautes; ich habe es alles in mich einverleibt. Es ist innen wie außen. Ich laufe hin und zurück, um ihre Kritik abzuwehren. Doch ist es unmöglich."

"Was ist deren Inhalt?"

"Sie ist konstant, sie betrifft alles. Ich bin automatisch und ständig auf der Hut. Sie prüft alles, was ich tue, und es unterliegt ihrer Kritik. Es ist nicht ein Richtmaß (standard). Wenn ich dann das 'richtige' Ding tue, kritisiert sie mich, daß ich es nicht andersherum mache... In dem Augenblick, als ich das über meine Mutter realisierte, erkannte ich, in welcher Falle ich stecke: es ist eine Illusion zu denken, daß, wenn ich das Richtige tue, das der Schlüssel wäre, der das Tor zum Angenommenwerden aufschlösse. Es gibt kein solches Tor, das geöffnet werden könnte. Die Tür hat kein Schlüsselloch und nicht einmal eine Klinke, und wenn ich denke: täte ich das Richtige, fände ich Annahme, so gibt es das nicht... Ich wollte so verzweifelt, daß sie [die Eltern] mit mir zufrieden wären, daß sie sich an mir und meinem Dasein freuten... Ich möchte den Affen von meinem Rücken abschütteln, der ständig sagt: 'Warum machst du dies nicht richtig?'... Diese fünf Wörter sind das Wesen meines Seins: 'Du bist nicht gut genug.' Dies erkenne ich als meine Wahrheit. Ich habe keine andere zur Wahl. Ich bin äußerst skeptisch, daß sich irgendetwas ändern kann. Ich kenne nichts anderes. Es ist so sehr Teil dessen, was ich bin" (99) — der Grund ihrer Identität und deren Abgrund.

Es wird bald deutlicher, zu welchem Ausmaß es Eifersucht und Neid sind, die von diesem unbarmherzigen inneren Richter blockiert werden müssen: "Ich hatte keinen Sinn von mir selbst, als Definition dessen, was ich war. Die anderen Leute waren alle Rivalen (competitors), und dann verlor ich immer, wenn ich mich mit ihnen verglich. Man sieht sie [die Geschwister] nur als Rivalität (competition), statt als Verbündete und als Ergänzungen, die sich für einen einsetzen und einen stärken würden. Jederman ist nur ein Rivale..." Sie beschreibt, wie rasch jedes Lob in sein Gegenteil verkehrt wurde und wird, "als ob eine Riesenhand es einem entriße: 'Du kannst das nicht haben; das ist nicht für dich!' Und ich muß wieder ganz von vorne beginnen."

Ich sage an diesem Punkt: "So daß der Untergrund für diesen inneren Richter der Wettstreit ist, viel Eifersucht und Neid, und dies würde sich eröffnen, wenn sich der Keller auftäte, und das macht viel Angst." Der Wettstreit sei ohnehin so hoffnungslos, erwidert sie, und die Eifersucht und der Neid seien so schmerzhaft, und die Riesenhand käme sowieso; daher tue sie selbst die Abweisung und die Verurteilung zuerst, ehe diese von außen kämen, also aktiv statt passiv: "Dann ist die Kontrolle mein" (100).

Nach mehreren Stunden zunehmender Angst, die kurz von der Erinnerung an einen tröstenden Traum unterbrochen wird, in dem ein wundervoller Hirsch sie in einen nördlichen Wald begleitet, erinnert sie sich, wie vor wenigen Tagen eine Bekannte darüber gesprochen habe, wie Karins Mutter die Einladungen zur "baby shower" und zur Hochzeit Karins zurückgesandt und sich geweigert habe, daran teilzunehmen, da Karin das Kind außerehelich gebar. Karin fühlte sich sofort, bei diesem Gespräch, übermannt von unglaublicher Trauer und Wut darüber, daß sie wiederum, angesichts von Geburt und Heirat, um ihre Feier geprellt worden sei, wie das früher bei den Abschlußfeiern von Mittelschule und College erfolgt sei. Darauf überwältigte sie das Schamgefühl. "Es war mit so viel Scham verbunden: der ganze Rest der Welt lebt nach andern Regeln. Ich konnte nicht offen oder mit Freude feiern. Alles mußte insgeheim geschehen, im Verborgenen... Nie gäbe es ein Ereignis, das mich dreidimensional, real, getrennt machen würde..." Jeder kann sie sehr wohl sehen, als äußere Erscheinung, als falsches Selbst; doch niemand sehe ihr inneres wahres Selbst. Dazwischen ist eine unüberbrückbare Kluft. Es ist eine zerbrochene Wirklichkeit.

Doch ebenso wichtig ist die Feststellung des Szenarios: Es ist die Sequenz, daß sie sich scham-erfüllt, dann wütend und schließlich lähmend traurig erlebt: maßlose Wut gegen alle, gegen die Welt, gegen mich, v.a. aber auf sich selbst, wie ich es später einmal formuliere. Alle Aggressionen scheinen gegen das eigene Selbst gewendet zu werden — und dies in quasi-personifizierter, fast mythischer Weise, in Gestalt dieses Geistes der Selbstverurteilung.

Dann wendet sich Karins Selbstkasteiung ihrer sehr problematischen Ehe zu und wird zu einem totalen Gefühl von Unwert, Gelähmtheit und unerklärbarer Angst. Jetzt, nämlich in dem psychoanalytischen Abspulen der inneren und äußeren Geschehnisse der letzten Tage, erkennt sie dieses Szenario nicht nur als eine bedeutungsvolle Sequenz, sondern versteht ihre Angst und deren Begründung im Urteil jener Selbstverhöhnung: "Ich mache mir Vorwürfe, bevor man mich kritisieren würde. Mein ganzes Leben ist so: Ich tue es innerlich, ehe jemand anderes es tun könnte. Schau, ich habe sogar Schlimmeres mir angetan, als sonst jemand es tun könnte; so mußst du dich nicht mehr drum bekümmern! Ich empfinde mich als so zerstört. Wenigstens, wenn ich es mir selbst antue und wenn ich zweidimensional bin, kann ich durch den

Tag gehen. Kommt es aber von außen, fühle ich mich vernichtet“, ein Zustand totaler Verurteilung, doch nun ganz umgedreht vom Passiven ins Aktive: “Wenn ich sie [them] mit der Peitsche auf mich zukommen sehe, habe ich die Wahl: entweder bleibe ich wie gefroren stehen und erlaube ihnen, mich auszupeitschen, oder ich nehme eine andere Peitsche und beginne, mich selbst zu geißeln: ‘Jetzt braucht ihr es nicht zu tun.’... Lieber mit Narben und blutig existieren und es mit eigenen Händen tun, als nicht zu existieren, wie es wäre, wenn ich sie mich auspeitschen ließe und ich zerschmettert daläge... Es ist so, als ob meine Mutter mich die ganze Zeit ausradieren würde. Ich empfand mich nicht als legitim; ich mache mich selbst unsichtbar.” Alle Unabhängigkeit, alle Schritte, die sie selbst unternommen hatte, alle Sonderheit waren sträflich und endeten in diesem Grunderlebnis der Unsichtbarkeit: einem Primärsymbol der Scham.

Im Einklang mit diesem Grundmuster heiratete sie einen Mann von unbemessener explosiver Anlagewut, doch mit ähnlich hohen moralischen Forderungen wie sie selbst vertritt — in der vergeblichen Hoffnung, daß er ihr zumindest am Ende der Auspeitschung die Verzeihung erteilte, die sie sich selbst nicht zuerkennen kann (103/104).

Nach den Einsichten in dieses vorbildhafte Szenario fühlt sie sich beträchtlich besser, “so viel stärker, rüstiger (sturdier). Ich spüre ein substantielles Selbst, dreidimensional.”

Konflikt zwischen verschiedenen Identitäten und Gedanken zur Vielfalt des Selbst

Ich frage sie direkt, was sie als den inneren Konflikt in all dem sehe. Sie erwidert: “Das eine ist die Betonung der Erscheinung, [der Zwang zur] Konformität, die Haltung meiner Mutter: gut auszusehen vor der Welt. Das andere ist: man selbst zu sein“, ein Individuum, selbst wenn es schmutzig und unordentlich ist.”

“Und bei beiden Seiten gibt es Gelegenheit zur Scham: wenn Sie nicht gut aussehen, oder aber auch, wenn Sie nicht Sie selbst sind.”

Sie fügt unmittelbar einen dritten Grund zur Scham hinzu: “Man selbst zu sein und dann zu versagen... Es ist eine riesige Erleichterung, wenn jemand die äußere Erscheinung durchschauen kann, den Panzer. Er war wie ein Gefängnis... Ich dachte, niemand sonst sei so gefroren, so einsam und allein, daß etwas sehr falsch mit mir war — die Scham.

Ihr erstes Selbst ist eines, das sich unterwirft und sich unter der Peitschung durch den inneren Richter in Scham beugt. Je mehr sie verraten werde, um so mehr versuche sie, sich dem Täter anzunähern, wie die Motte von der Flamme angezogen werde. Sie suche den Schmerz, wie ein Hund, der sich tiefer und tiefer in eine Fuchshöhle bohrt, auch wenn er in die Schnauze gebissen wird. Sie schalte ihre Gefühle ab und sage sich: “Dies ist keine Hölle, und ich bin gar nicht da. Es macht nichts. Es schmerzt wirklich gar nicht. Es ist nicht so schlecht, wie es aussieht” —

– die Entfremdung. Das zweite Selbst ist der Zorn darüber, daß sie sich so verhalten müsse. Das dritte Selbst ist, was sie in der Kunstklasse spürt — sich auf etwas Schöpferisches zu konzentrieren statt auf das Zerstörerische.

Eine philosophische Zwischenbemerkung über den Gebrauch von verschiedenen Selbstgestalten ist hier am Platz. Es findet gegenwärtig eine lebhaft Diskussions zu diesem Thema statt. Manche Autoren sehen die menschliche Person als “eine unzentrierte, zufällige Sammlung von kontingenten und idiosynkratischen Bedürfnissen statt des mehr oder weniger adäquaten Ausdrucks eines gemeinsamen menschlichen Wesens” (Rorty) oder als “ein Narrativ von multiplen Selbsten” (Schafer) an. Meißner bemerkt dazu mit Recht: “Diese postmoderne Dekonstruktion des Selbst läßt keinen Raum offen für ‘agency’ [das Selbst als Zentrum des Handelns] oder die Kontinuität des subjektiven ‘sense of self’ [des Selbstgefühl], wie es der analytischen Theorie innewohnt (‘endemic’) und so zentral ist für die analytischen Selbstbegriffe.” Wenn es für Schafer, Rorty oder Lacan fair sei, zu postulieren, das einheitliche Selbst sei eine Illusion, könne man ebenso gut dagegen argumentieren, daß die Ansicht vom Selbst als fragmentiert, ohne Zentrum und vielfach ebenso sehr eine Illusion sei, wenn nicht noch mehr. Überdies sei es doch so, wenn das Selbst multipel sei und aus mehreren Zentren bestehen soll, könne es kein Selbst geben, dem ethische Handlungsfähigkeit (ethical agency), innere Erwägung (deliberation), ethische Entscheidungsfähigkeit oder Verantwortlichkeit zugeschrieben werden können. “Meiner Meinung nach,” schreibt Meißner, “werden die Kontinuität und Kohärenz des Selbst als Handelndem (self-as-agent) und mein subjektiver Sinn von mir selbst und meiner Identität nicht kompromittiert durch den weiten Umgang und Verschiedenheit von oft geteilten, sich in Konflikt befindlichen und widersprüchlichen Selbstzuständen, die ich erlebe. In der Mitte dieser Vielfalt bleiben die Kontinuität und ein einheitlicher Kern des erlebenden Selbst erhalten. Die Divergenz der Gesichtspunkte und des Verstehens der Natur des Selbst kann vielleicht dadurch überbrückt werden, wenn wir einerseits die Integrität und die einzigartige Individualität des Selbst als Handelndem und des Selbst als Subjekt anerkennen, und andererseits der potentiellen Vielfalt und Verschiedenartigkeit des Selbst als Objekt, die sich in einer Verschiedenheit und Vielfältigkeit von Introjektionen und Selbstrepräsentationen und deren Einfluß auf das Selbsterleben widerspiegeln, Rechnung tragen”⁷. Die Fähigkeit unter Alternativen zu

⁷ “In my view the continuity and coherence of the self-as-agent and my subjective sense of myself and my identity are not compromised by the range and variety of often divided, conflicted and contradictory self-states that I experience. In the midst of that

wählen und dann Handlung einzuleiten, ist das, was wir unter Willen verstehen, fügt Meißner hinzu. Man sei insoweit frei, als man zwischen Alternativen zu wählen vermöge. Ich sehe mich einig mit Meißner.

Bei Karin stellen sich nun aber nicht nur die Probleme der verschiedenen Selbstgestalten, sondern eben auch der Willensunfreiheit, des inneren Zwanges, und damit der Aufgabe, das Uneinfühlbare in der Analyse einfühlbar zu machen.

“Was zwang mich, darin verstrickt zu bleiben? ...Warum die Türmatte sein?” Sie beantwortet ihre eigene Frage: “Um einen Ort zu haben, nötig zu sein” — um irgendwo dazuzugehören.

Ich erweitere ihre Deutung: “Lieber leiden als allein zu sein: ‘Quäle mich, aber verlaß mich nicht!’ Daher bewegen Sie sich dann auch immer näher dem Quäler zu: Je mehr Qual, desto weniger Liebe, doch umso größer die Angst davor, verlassen zu werden.”

Sie sagt, es sei eine schwere Wahl zwischen Qual und Verlassenwerden und erwähnt E.M. Forsters Motto: “Only connect!”. “Man kann im Vakuum sterben, wenn man verlassen wird. Es ist eine teuflische Wahl. Was ist die dritte Alternative?”

“Das dritte Selbst: Liebe und Achtung” — und das Schöpferische (137/8).

In ihrer Depression sieht sie sich einem Hund gleich, der vergeblich eine Riesenlast auf einem Schlitten hinter sich herziehen bemüht, ohne daß er das Gefährt allein voranzubringen vermag, und dahinter her jagen die Wölfe und kommen immer näher. Ich bin an einen Passus aus der klassischen schwedischen Dichtung, Selma Lagerlöfs “Gösta Berlings Saga,” erinnert, auch von einer verzweifelten Schlittenfahrt; es sind die Worte von Marianne Sinclair: “Wir aber dachten an den seltsamen Geist der Selbstbeobachtung [själviakttagelsens underliga ande], der schon seinen Einzug in unser Innenleben gehalten hatte. Wir dachten an ihn [als den] mit den eisigen Augen und den langen, gebogenen Fingern... den Geist mit Eisaugen [anden med isögonen]... hohnlachend auf Böses und Gutes... den fahlen Wächter an der Quelle der Handlungen ... den Gott der Selbstverhöhnung [självförhånandets gud]” (S. 114/115). Ich

diversity, there remains continuity and a unified core of the experiencing self. The divergence in points of view and understanding of the nature of the self can possibly be bridged by maintaining the integrity and singular individuality of the self-as-agent and the self-as-subject on the one hand..., and the potential multiplicity and diversity of the self-as-object, reflected in a diversity and variety of introjections and self-representations and their influence on self-experience ” (unpubl. manuscr.).

erwähne es, und sie antwortet, sie erlaube diesem bleichen Wächter, sie mit seinem Hohn zu definieren.

Doch ist da etwas Weiteres, Wichtiges: Nichts Gutes werde erinnert, und damit erlebt sie eine tiefe Diskontinuität. Von einer Stunde zur anderen vergesse sie den Inhalt. Wer nicht als Selbst vom anderen beständig erkannt wird, vergißt sich selbst und verliert so seine innere Kontinuität und damit Identität.

Es bleibt bei der endlosen Wiederholung, der Macht der Entwertung: “Da ist dieser kleine Funke in mir, der so wütend darüber ist, daß ich alles aufgeben muß, daß alles ausgelöscht wird, wer ich bin. Diese Banshees, die heulenden Geister, stürmen von allen Seiten auf mich ein und schreien: ‘Du schlechte Person. Nichts, was du getan hast, zählt. Du bist nichts.’ Nur der kleine Funke sagt im Verborgenen: ‘Das ist nicht wahr, das ist nicht fair.’” Ihr ganzes Leben, so weit sie sich zurück zu erinnern vermöge, sei von diesem Gegensatz bestimmt gewesen. Doch neben diesem Widerstreit der depressiven und entfremdeten Identität, diesem falschen Selbst des Scheinens, und dem wütenden, trotzig protestierenden Selbst, gibt es auch immer wieder, als drittes, die tüchtige, kompetente, schöpferische Person.

Als Symbol für ihr archaisches Überich braucht sie die Banshees. Dies sind nach schottischer und irischer Sage Geister, deren Heulen unter den Fenstern eines Hauses den Tod eines der Menschen drinnen ankündigt (wie es in Charlotte Brontës Roman “Villette” gezeichnet wird). Bei Karin vertreten sie die Macht der Absolutheit, der unbedingten Forderung, des übersteigerten Ideals und der totalen Verdammung, wenn diese Vollkommenheit nicht erreicht wird.

Woher nun diese Absolutheit der Erwartung und damit der Selbstverurteilung? Zunächst ist es die negative Identität: ja nicht wie die verlogene und manipulative Mutter zu sein und statt dessen das Ideal ihres Vaters zu erfüllen: “Es ist wesentlich für mein Überleben, absolut zu sein.” Damit ist es entweder das leuchtende Ideal oder das schwarze Loch. Weshalb denn das Sichklammern an diese Absolutheit der Erwartung? “Diese gab mir eine Struktur in einer Welt, die so unberechenbar war. Die Absolutheit gab mir den Sinn dafür, da zu sein (the purpose for my being).” Ohne das Urteilen würde das Dasein anarchisch, sagt sie später einmal (215). Dadurch, daß sie ein absolutes Gewissen hatte, war sie verbündet, zwar nicht mit der realen Figur ihres Vaters, sondern mit seinem Ideal und dem seiner Familie. Die Absolutheit von Selbsterwartung und Urteil bedeutet die negative Identität, ja nicht so zu sein wie ihre Mutter, und absolut so zu sein wie die Ideale ihres Vaters. “Das war mein Maß für die Welt, und ich möchte es nicht anders haben.” In dem Ideal sucht sie den verlorenen Vater, und in der Selbstverurteilung erlebt sie ihre Enttäuschung an ihm, doch nun in sich neuerschaffen. Sie haßt ihn in sich als Enttäuschende, als Versagerin,

denn sie erwartet nun von sich das Absolute, das sie sich von ihm erhofft hatte (146/7).

Doch der Absolutheit der inneren, an sie selbst gestellten Erwartung und des inneren Richters entspricht, ganz vor ihr und lange auch vor mir versteckt, eine ähnlich radikale Anspruchshaltung. Sie ist in zwei Ecken gedrängt und von zwei Arten der "Idealforderung" bedrängt: es ist die Ecke des "Ich muß" und die Ecke des "Ich will;" es sind die Totalansprüche der Banshees und die drängenden Verlangen der Prinzessin; es sind die narzißtischen Sonderansprüche wie die grenzmißachtenden Forderungen; es ist der Teil, der sagt: "Du bist nicht gut genug," und der Teil: "Nichts ist genug, ich will mehr", die schreiende Dämonenstimme und das schreiende Kind (221/2).

Das Erlebnis des Sichschämens spaltet die Welt, schafft die tiefe Diskontinuität. Nicht so im Auge der anderen gesehen zu werden, wie man sich selber sehen möchte, bedeutet Verschwinden der eigenen Identität und ein Umsichgreifen von Leere und Sinnlosigkeit.

Werden die Szenen von "urteilen statt untersuchen" (judging instead of exploring) umgekehrt in "untersuchen statt verurteilen" (exploring instead of judging) (Paul Gray, pers. Mitteilg), empfindet sie das, als wäre ihr ein Riesengewicht von den Schultern genommen worden: das Gewicht des archaischen Überichs, mit seiner radikalen Schuld dafür, daß sie sie selbst ist, und der nicht geringeren Scham darüber, daß sie nicht sie selbst ist (105). Und wie sie bewundernd, liebevoll und graphisch über einen Kinderbuchautoren spricht und mir ganz spontan die Bemerkung entfährt: "Warum beginnen Sie nicht selbst so etwas? Sie sind so begabt!", bricht sie in Tränen der Bewegtheit aus: "Das ist wirklich freundlich von Ihnen." Ihr Kampf zwischen dem Zwang zur Konformität und der Authentizität, dem Schöpferischen, hat sich bisher immer zugunsten der ersteren entschieden (215). In der folgenden Sitzung bekennt sie: "Ihre Bemerkung gestern — ich behielt sie bei mir den ganzen Tag, wie einen goldenen Stein (pebble) in der Tasche. Ich hielt sie; sie hat mich so berührt. Ich weiß nicht, warum es so schmerzvoll ist, denn es ist gleichzeitig wundervoll. Ich kann es in der Tasche halten, aber nicht herausnehmen, wo es sichtbar würde (in plain view). Ich muß es verstecken."

Ich sage: "Und es ist nicht ein Kieselstein von mir. Er ist Ihr eigener."

"Aber Sie gaben Ihnen mir (handed it to me)."

"Ich gab ihn Ihnen zurück."

"Aber Sie mußten ihn sehen. Das ist etwas, woran ich nicht gewöhnt bin — daß jemand es bemerke. So trage ich eine Maske, eine Maske von Kompetenz... Jetzt spüre ich es wie eine Befreiung aus dem Gefängnis" (216).

Doch eine Schwalbe macht bekanntlich noch keinen Frühling.

Das Mantra: "Es tut mir leid": Ressentiment und Verzeihung

Ich gebe nun einen Ausschnitt aus unserer neueren Arbeit wieder. Sie beklagt sich, wie übersensitiv sie sei und sich deswegen stets in sich selbst zurückziehe. Indirekt ist es natürlich eine Anklage gegen die Analyse, daß ich ihr nicht geholfen habe; direkt richtet sie sich gegen ihre Kindheit und Familie: "Ich fühle mich genau so in der Falle wie eh und je. Wäre ich in einem Heim aufgewachsen, wo ich mich annehmbar gefühlt hätte, wo ich gesehen und gehört worden wäre, trüge ich dies in mir... Ohne diese Erfahrung ist alles ein Witz... Ich fühlte nicht, daß ich es verdiente zu leben."

Ich beziehe es mehrfach auf die Therapie, ohne daß sie es aufgriffe, und sage schließlich: "Ich glaube, was Sie dort festhält ist das Ressentiment: 'Ich bin das Opfer', darin die Wut, das nachzuholen, was Sie nicht erhalten haben. Und ein Gefühl des Anspruchs: 'Nichts ist gut genug, nichts kann es wieder gutmachen. Das Unrecht war zu groß.'"

Nach einigem Schweigen antwortet sie: "Das ist genau, was ich spüre. Und ich liege hier und frage mich: 'Was gewinne ich davon? Warum klebe ich daran?'"

Ich sage: "Vielleicht erwarten Sie von mir wie daheim zu hören: 'Es tut mir so leid, was geschehen ist. Ich will es gutmachen'."

"Ich sehe das klar. Jahrelang wollte ich das von meiner Mutter hören. Es geschah nicht. Ich kann es nicht loslassen."

"Oder es schätzen, wenn Sie es tatsächlich bekommen, wenn Sie es wirklich bekommen und wirklich gesehen und gehört werden."

"Was immer ich bekomme, ist nicht, was ich ursprünglich verlangte. Ich verweigere es. Dies ist die Falle: Ich kann mir nicht erlauben, mich darüber zu freuen, wenn ich es bekomme, denn ich warte noch immer darauf, es dort zu bekommen. wo es mir nie zuteil wird... Wir sind einen großen Kreis gegangen und zurück zum Anfang, dem großen Loch gekommen."

"Wegen der Forderung auf Absolutheit: wenn ich nicht das Ganze kriege, bleibt es ein Loch. Entweder bekomme ich alles, oder ich bekomme nichts."

"Es gleicht dem Zusammensetzen eines Herzens. Da sind viele Stücke, aber vielleicht sind nicht alle da, und ich werfe das Ganze weg. Was Sie aber sagen: Nimm ein Stück hier und ein Stück dort, und dann setze es zusammen. Es mag eine Herz sein, vielleicht nicht das vollkommene Herz, vielleicht ist es nicht so nett, aber alles wird zusammengenommen und verwoben, und es ist ein Herz."

"Und das ist schon sehr viel. Das Loch stammt nicht nur davon, was sich vor 40 oder 50 Jahren ereignet hat, sondern was Sie Tag für Tag mit der Forderung nach Absolutheit tun."

"Woher stammt dies Anspruchsgefühl? Das ist etwas Arrogantes, von jemandem, der so klein ist und kein Selbstwertgefühl hat."

“Es scheint wie ein lebenslanger Schutz zu sein gegen das umfassende Gefühl von Scham und Wertlosigkeit.”

“Wie ein ‘bully’ (Raubbold): er ist so groß, weil er im Grunde so Angst hat.”

“Alle ‘bullies’ in der Welt verteidigen sich gegen ein Gefühl von Wertlosigkeit und Scham. Sie waren nie ein ‘bully’, aber stattdessen hatten Sie eine geheime Einstellung von Absolutheit und Anspruch.”

“Ja, und es half mir durchzukommen.”

In diesem Ausschnitt sehen wir, wie die chronische Traumatisierung durch Seelenblindheit nicht nur ein allumfassendes Schamgefühl, eine Art Schamstimmung, erzeugt, sondern auch ein schwelendes Ressentiment. Beide aber führen nicht nur zu einer Grundeinstellung von “Alles oder nichts,” sondern zur Anspruchshaltung: “Ich habe das Recht auf Wiedergutmachung”, eine Haltung, die von Wut begleitet wird, aber peinlichst verborgen und unterdrückt werden muß.

In einer der folgenden Stunden (403) sieht sie blitzartig, wie sie gerne im Freien stünde: auf einer Ebene, oder auf dem Deck des Schiffes, dem Winde lauschend, den Horizont bespähend. Doch damit sei große Angst verbunden: sichtbar zu sein, und damit verwundbar, ausgesetzt. Liebe unter Deck als Galeerensklave im Dunkeln sein. Oder von kleinen Hügeln von unmittelbaren Aufgaben und Verpflichtungen und Krisen umgeben zu sein, die Schutz gewährten gegen jene große Freiheit, die offene Zeit, den offenen Raum. Es wäre die Angst, sie selbst zu sein, statt einer Norm zu gehorchen, gesehen zu werden als das wirkliche Selbst und als dieses verworfen und erniedrigt zu werden.

In einem ausgedehnten, komplizierten Traum, der einem Tag mit neuen, zumeist stummen Auseinandersetzungen mit Mutter, Mann und Sohn und mit viel Niedergeschlagenheit folgt, sieht sie sich an einer großen Party, der für eine bedeutende Schriftstellerin veranstaltet wird. Sie ist zwar Außenseiterin, doch wird dann nackt, nur von einem Badtuch knapp verhüllt, hereingezogen in den Saal, wo jene bedeutende Frau spricht, während Karins Mutter sich mit einem Schraubenzieher (screwdriver) auf der Bühne geschäftig umtut. Die Deutung des Traumes war: Die Sprecherin war der sozial repräsentative, schöpferische und wertgeschätzte Teil von ihr. Die Mutter sucht zu stören (screws things up), die Selbstsabotage und sozial störende Seite von ihr, die, die auf Äußeres, auf den Schein achtet, doch immer wieder ihr Authentisches stört, und sie selbst sieht sich chronisch nackt und in Verlegenheit gebracht, im Konflikt zwischen diesen beiden Teilen von ihr. Sie fügt hinzu, wie sie immer wieder abrutsche, keine Selbstsicherheit kenne, nur die Stimme der Selbstverurteilung, ihr Leben sei nichts wert, “*worth shit*.” Sie fragt mich ganz am Schluß der Stunde: “Warum eskaliert es aber gerade jetzt?”

Ich antworte: “*La crise du jour*.”

In der folgenden Stunde (408) beklagt sie sich, wie sie immer wieder zum selben Ausgangspunkt zurückkreise und nicht weiterkomme; sie wundere sich über das große Bild, *the big picture*; sie stoße immer wieder mit den einzelnen Bäumen zusammen, aber komme nicht aus dem Wald. Wenn ich von der täglichen Krise spreche, bestätige ich dies. Sie fühle sich hilflos und passiv. Wenn es über sie kommt, habe sie keine Kontrolle darüber.

Ich sage, wir versuchen zu sehen, was dies auslöse, und wir wissen es eigentlich schon: wann immer sie sich herabgesetzt (*putdown*) fühle, beginne die Spirale nach unten; dann beginne die innere Stimme sie anzuschreien. Sie versetze sich indes stets wieder in Lebenssituationen, wo diese Herabsetzung relativ häufig geschehe. “Die beiden Fragen für uns sind: Warum versetzen Sie sich in eine solche Situation und bleiben darin? Und warum die Übersensitivität auf die Herabsetzung?”

Darauf erwidert sie, gestern Abend habe sie davon viel gebannt (exorcized). Sie sei in die Kirche nebenan zu einem Aschermittwochgottesdienst gegangen. Es habe ihr geholfen, nachzudenken und einen Fokus zu finden. “Ich dachte viel nach über Reife und darüber, das anzunehmen, was wirklich ist. Ich hatte stärker das Gefühl dafür, wer ich bin.” Sie gebe dem nicht oft Ausdruck, wer sie wirklich ist. Wenn sie darüber nachdenke, möchte sie weinen. Sie dachte mehr über den Streit am Vorabend mit ihrem Mann nach über ihren Einkauf eines neuen Toasters und ging dann heim und sprach ruhig mit ihm über das Vorgefallene, wie es auf einem gegenseitigen Mißverständnis beruht habe: “Du schriebst mir andere Motive zu. Ich habe es nicht gern, wie du mit mir gesprochen hast. Es hat mich tief getroffen, wie du aus heiterem Himmel über mich hergefallen bist. Ich brauche eine Entschuldigung.” Er ging ihr nach und sagte, es tue ihm leid, und sie fühlte sich sehr viel besser. “So oft in der Vergangenheit hätte ich mich stattdessen vor ihm verschlossen und ihn ausgeschlossen. Diesmal wollte ich das nicht benutzen, und ich bekam die Anerkennung, daß er mich auf eine respektlose Weise behandelt habe. Das brauchte ich. Es war so ein einfaches Ding.”

“Sag, es tut dir leid — *say you’re sorry!*”

“Daß es für dich wichtig ist.”

“Ein Motiv, das durch Ihr Leben hindurch geht. Wir sprachen darüber, wie Sie die Mutter darum gebeten haben und es nie bekommen haben.”

“Nie. Meine Mutter sprach weiterhin über meinen Onkel [der sie sexuell mißbraucht hatte], als ob nichts geschehen wäre. Ich wollte sie ohrfeigen, sie schütteln. Ich will nichts über diesen Mann als Mitglied der Familie hören!”

“Ich wundere mich, wie oft man sie gefragt oder von Ihnen verlangt hat, Sie sollen sagen, es tue Ihnen leid?”

“Oh Gott! Es war wie ein Mantra. Was es bedeutete: Ich war im Unrecht für alles, ich war verantwortlich für alles. Wenn die Sachen nicht glatt

verliehen, war es meine Verantwortung, daß die Dinge richtig liefen. 'Wenn die Schwester nicht recht handelt, ist es deine Verantwortung. Es muß etwas sein, das du tust.'

"Wie mit dem Toaster."

"Das überflutete mich, ein so schreckliches Gefühl: es war, als ob die Türe sich öffnete und eine riesige graue Wolke durch das Haus blies und sich um mich wickelte: Wie konnte dies geschehen sein? Und ich fühlte eine Kombination von Wut und Trauer und Angst."

"Und Schuld."

"Oh ja."

"Es ist alles dein Fehler!"

"Und ist dieser Hebel geschaltet, finde ich keinen Weg zurück. Es gibt keine Schattierungen (degrees)."

Die nächste Stunde beginnt sie mit der seltsamen Bemerkung, daß sie zwar den zweiten Punkt von gestern nicht mehr erinnere, aber daß sich etwas tief in ihr verändert habe. "Wir sind of zum selben Punkt gekommen, und doch habe ich es erst jetzt plötzlich verstanden. Es bedeutet etwas anderes. Es ist wie, daß ich lerne, anzunehmen, was ist, und es nicht sofort durch Phantasien ersetze. Dann ist es wie etwas völlig Neues (brandnew) für mich. Das spürte ich gestern. Wir sprachen zuvor darüber, aber es war zerebral, und jetzt war es etwas anderes." Sie berichtet, wie oft sie das getan habe, daß sie sich in eine solche Situation versetzt habe, wo die Herabsetzungen kommen mußten, wo sie nicht angenommen war und besonders stark dafür arbeiten mußte. "Es schien unerhört zu sein, wie unter einem Bann zu liegen, von Anfang an angenommen zu sein. Daß ich es nicht verdiene (not earning my keeps), außer wenn ich jemanden überzeugen müßte und mich besonders anstrenge (unless I am winning someone over and bending over backwards): zu beweisen, daß ich es wert bin, statt zu sagen —"

"Ich bin es schon wert, nimm mich, wie ich bin (I am already worth it, take it or leave it)."

"Oder daß ich den Spieß umdrehe: ihr sollt mir beweisen, daß ihr meiner wert seid." Nach einigem Schweigen fragt sie mich: "Was ist dieses Phänomen, etwas wieder und wieder zu hören, und dann plötzlich es in einer ganz anderen Art zu hören?"

Ich gebe ihr nun, obzwar recht kurz, als Antwort, was ich am Montag viel breiter erzählt habe, nämlich die Metapher vom Bergsteigen und von der verwandelten Rückschau. Ich schildere ihr, die niemals in den Bergen wirklich gewandert hat, das Aufsteigen in Serpentinaen und die allmähliche, und dann doch plötzliche Verwandlung der Aussicht, des Sehens, also des Verstehens: "Es geschieht sowohl Schritt für Schritt wie abrupt, *both incrementally and suddenly*." Sie vergleicht es, im Bild, das eine Freundin gebraucht, mit einer Wendeltreppe. Diese Metapher helfe ihr, den Prozeß zu verstehen. Oft scheine er endlos und hoffnungslos zu sein. Dies sei eine markante Veränderung (*an emphatic shift*), doch

anders, als sei es erwartet hätte, viel subtiler und weniger außerhalb von ihr; es sei schwer zu beschreiben, einem Hologramm ähnlich. Sie und ich fassen es gemeinsam zusammen: Es sei die Einsicht, wie systematisch sie die Realität durch Phantasie ersetzt habe, wie sie sich immer wieder in Situationen von Urteil und Verurteilung gesetzt habe, und drittens die Übersensitivität für Kränkungen, wo sie entweder sich sogleich zurückziehe oder in große Entrüstung (high dudgeon) gerate, und viertens, als Hintergrund, das durchdringende Gefühl des Ressentiments: "Ich habe Unrecht erlitten und will Entschuldigung dafür." Sie suche immer wieder Situationen auf, wo sie das Ungerechtigkeitsgefühl wieder aufsuche, in der Hoffnung, daß es wieder gut gemacht würde, indem man sage: "Es tut mir leid;" in der Phantasiewelt überwinde sie es, und in der Überempfindlichkeit werde es stets bestätigt.

Ich glaube, es ist die Verschiebung, über die ich in der Hauptvorlesung sprach, jene "erneut freien emotionalen Verschiebungen (*newly free emotional shifts*)", worauf sich Karin bezieht.

Karin lebt in ihrer Tiefenseele in panischer Angst vor dem sie als Individuum völlig verwerfenden bösen Blick und kreischenden Stimme von einer jetzt in ihrem Inneren hausenden und wütenden Hexe, die in verzerrter Gestalt der Mutter nachgebildet ist. Sie sehnt sich aber nach der Freiheit und Offenheit von Raum und Zeit, nach dem lächelnden Angenommensein durch die Welt, eben dem leuchtenden Antlitz einer Muttergestalt. Dahinter lauert indes ihr eigenes ätzendes Ressentiment, voller Neid und Eifersucht darüber, was sie an Unheil erlitten, ein maßloses Wollen nach Wiedergutmachung, und die vernichtende Selbstverurteilung für solches Wollen. All dies erlebt sie nicht nur mit mir, in unserer Beziehung, wieder, und sieht auch uns in solchen Teilen, aber zugleich gibt ihr die Analyse neue Struktur, neuen Sinn, neue Annahme, also ein Sehen darüber hinaus. Das Entscheidende dabei ist, die Absolutheit des Verlangens und des Müssens und damit auch des Verurteilens zu erkennen.

Sie spricht von ihrem Wunsch, aus dem Alltag auszutreten, die Gewöhnlichkeit zu überwinden, sie selbst sein zu können, ist enttäuscht von ihrem Malen und Zeichnen und erwähnt dann die Poesie: "Zu bemerken, was um mich herum da ist, das ist Poesie — es wahrzunehmen und zu achten und ihm huldigen (paying homage, auch zu den kleinsten Dingen, was wunderbar ist in seiner Gegenwärtigkeit (glorious in its presence)."

"Statt zu urteilen; das ist seine Antithese."

"Sie haben recht: das ist Verwerfen (dismissing)."

Ich wiederhole: "Achten und verehren, statt urteilen und verwerfen — respecting and paying homage instead of judging and dismissing."

Hier bricht die verschüttete Quelle ihres Neides und ihrer Eifersucht auf — zunächst auf eine Mitschülerin im Zeichenkurs, dann aber vehement

auf ihre Schwester, von deren Bevorzugung durch ihre Mutter sie überzeugt war und ist (413).

Diskontinuität, die reale Beziehung und Verwandlung

Sie beklagt, wie eingeeengt ihr inneres Leben sei und v.a. welche innere Diskontinuität herrsche: "Mein Leben ist so segmentiert, damit ich es kontrollierbar (manageable) halte. Es ist da eine mysteriöse Kraft, die es abschaltet (shutting down), statt Offenheit und Vertrauen. Ich sehe das Leben dargestellt von einer menschlichen Kette; Menschen halten sich die Hände, eine lange Kette. Das wäre das Ideal. Aber in meinem Leben wird diese menschliche Kette jede Nacht in einer langen Reihe von Garagen eingeschlossen, die nicht verbunden sind. Jeden Morgen muß ich die Türen wieder öffnen und die Menschen wieder miteinander verbinden. Das verbraucht soviel Energie. Sie können nicht weit gehen, da sie in der Nähe ihrer Garage bleiben müssen — statt daß sie vielerorts schweifen könnten, an die Küste und in die Berge. Aber meine müssen in der Nähe der Garage bleiben, und die Verbindung reißt jede Nacht ab."

"Es ist ein schönes Bild für Ihre Sehnsucht für Kontinuität."

"Ich denke, diese Sehnsucht ist seit langer, langer Zeit da gewesen."

"Die Diskontinuität durchdringt Ihr ganzes Leben, weit weit zurück, vor die Erinnerung."

"Die Unberechenbarkeit der täglichen Geschehnisse?"

"Eher der Emotionen — heiß und kalt."

"Zuhause? Ja."

"Jetzt hier, jetzt weg."

Sie stellt die gute Frage: "Wenn ich so daran gewöhnt war, warum würde ich mich nach dem anderen sehnen?"

"Es ist ein eingeborenes Bedürfnis, Ordnung zu schaffen, von Anfang an. Es bietet Sicherheit. Sie sehen es schon im Neugeborenen — Form und Stimme."

"Es ist dann nicht überraschend, daß weder ich noch meine Geschwister Risiken nehmen (risktakers). Wenn Stabilität herrscht, ist es komfortabler, Risiken zu nehmen" (414). Sie braucht ein anderes schönes Bild: "Wir hatten nicht die Zeichen von unserer Familie, nur das Gefühl: du hast es falsch gemacht (fucked up), du hast nicht getan, was du tun solltest (what you are supposed to do). Außer, daß ich leisten (perform) mußte. Es waren schwere Erwartungen, aber sei konnten nicht in Worte gefaßt werden. Die ganze Zeit war es: du sollst Punkte 1 – 10 erfüllen, und wissen, daß es 2 – 3 Seiten mehr gibt, die leer, aber gefüllt sind, beschrieben mit unsichtbarer Tinte. Ich hatte nie Zeichen." Sie meint Zeichen, die ihr Sinn und Bedeutung der Botschaften und Mitteilungen geben würden. Sie spricht davon, wie die Mutter mit kleinen Babies anders sei und die größeren wegstoße: "So haßte ich Babies,

diese schreienden (squalling) kleinen Dinge." Sie berichtet, wie die Mutter der jüngeren Schwester eine Babypuppe gab: "Die Schwester war für Sonderbehandlung auserlesen... Ich war sehr eifersüchtig.... Und die Mutter schalt mich, ich sei eine Prinzessin und wolle anders als die anderen behandelt werden" (415/6). In einem komplexen Traum befindet sie sich in einer großen mittelalterlichen Halle und behauptet sich gegen Wissenschaftler mit ihrem Hang zur Konformität und Konventionalität als jemand, der die Kunst und das Schöpferische vertritt. Sie sagt dann: "Der ganze Traum ist repräsentativ für Sie: daß man den Sinn für die Geschichte haben und Kunst und das Schreiben und Lesen würdigen kann und doch auch Wissenschaft vertreten kann. Und ich kann mich behaupten (hold my own), da ich sichtbar bin."

"Im Gegensatz zur unsichtbaren Tinte, den unsichtbaren Erwartungen."

"Ich wuchs in etwas sehr Anderem auf. Wie wäre es gewesen, mit dem aufgewachsen zu sein? Ich wäre eine total andere Person! Nicht eine, die sich an jeder Wendung geschlagen fühlte, immer wenn ich um eine Ecke komme, schlägt mich jemand mit einem Besenstiel Whamm!!! So hart geschlagen wie sie kommen." (416).

Sie fühle sich ständig schuldig, all ihre Aggressionen, ihre Eifersucht, seien plattgedrückt von der komplizierten Schichtung von Schuld. Vor allem fühlt sie sich angesichts des neidischen Verhaltens und den ressentimentgeladenen Bemerkungen ihrer Schwester schuldig. Das sei aber auch das Mantra ihrer Mutter gewesen: wie ihre Schwester mehr bekommen habe in früher Kindheit. "Und sie ist über 70 Jahre alt. Laß es doch schon fahren!" Sie fährt fort: "In mir ist auch ein Element von Selbsthaß — die Spiegelung (reflection) von Ohmacht (impotence). Ich habe alle die Furcht und Schuld, die Angst, daß ich mehr erhielt als die anderen in der Familie, daß ich mehr vom Vater bekam als meine Mutter und mehr von allen als meine Schwester, daß dies das schmutzige Geheimnis sei, und ich entschuldige mich immer wieder dafür. [Ich fürchte mich], daß ich als die selbstsüchtige Person entlarvt werde, die ich bin, und so gehe ich aus meinem Weg (bend over backwards) und bin unterwürfig. Als ich nach Washington ging, wollten sie nichts mehr mit mir zu tun haben, keinen Besuch, keinen Anruf; es war, als ob ich nicht existierte." Das vertiefte sich noch, als Karin ihre dritte Episode der Endocarditis lenta hatte: niemand besuchte sie im Spital außer eines Onkels. "Es war schlecht, daß ich mich in die andere Welt hinaus wagte. Etwas sei falsch mit mir. Gestern als alle die Pfeile [in der Familie] flogen, spürte ich: 'Ich muß etwas Falsches getan haben. Ich bin eine schlechte Person und verdiene es.' Daheim hatte ich die Illusion, daß ich besser war, hübscher und gescheiter, ohne mich anzustrengen, auch umgänglicher (socially more adept). Und das machte mich zum Sündenbock. Ich mußte die ganze Zeit dafür Sühne (penance) leisten und fühlte mich dafür schuldig.... Beständig mußte ich von der Mutter und

der Schwester hören: 'Niemand gab mir; nie bekomme ich, die Mutter hatte die Schwester lieber'."

So herrscht ein siedendes Ressentiment und Rivalität und Rachewunsch in diesen Beziehungen — kein Verzeihen als Antidot zum Ressentiment. Sie werde für all dieses Zukurzkommen zur Rechnung gezogen (417). "Dabei war es eine Welt unsichtbarer Zeichen" mit ihrer Mutter; nichts wurde offen ausgesprochen. Und so sei es heute mit ihrem Ehemann. Und doch habe sich viel verändert. Es geht viel friedlicher zu mit ihm. Sie fragt sich, was die Veränderung in ihr gewesen sei, weniger dieses Untergrundressentiment in ihr, und wie das zustande gekommen sei. Es sei ganz unmerklich geschehen. Ich erwähne, daß die Fassung des Erlebens in Worten und Bildern eine verwandelnde Wirkung ausübe. Sie antwortet: "Ich verstehe das nicht. Es sind nur Worte."

Ich füge hinzu: "Und daß es nicht allein geschieht; es geschieht im Dialog."

Sie: "Es ist ein Prozeß, mit jemand anderem."

"Es mag auch im Tagebuch geschehen, aber selbst dieses richtet sich an jemanden (is addressed), aber es ist viel schwieriger, daß dies mit dem Tagebuch allein geschieht."

"Es muß draußen in der Welt existieren. Tagebuch ist noch innerlich (inside you)." Sie zitiert die Erzählung vom samtene Kaninchen (velveteen rabbit), in der das geliebte Stofftierchen sich in einen lebenden Hasen verwandelt: "*Love makes you real* — Liebe macht einen wirklich". Daß jemand zuhöre und einen nicht verwerfe, auch mit allen Ansprüchen (419). Sie erweitert dies: "So ist meine Verbindung mit Ihnen. Ich fühle, daß Sie verstehen. Ihre Sensibilitäten sind solche, die ich schätze, Ihre intellektuelle Neugier, Ihr Interesse an Literatur."

Ich: "Es schafft eine gemeinsame Sprache."

Sonst fühle sie sich stets nicht am Platz, wie ein Quadratzapfen im runden Loch, *a square peg in a round hole*. Wenn das anders sei, ein Quadrat in einem Quadratloch, erscheine es verboten, ein unzulässiger Luxus. Sobald sie nahe an so etwas heran komme, gehe der Alarm (buzzer) los. Ich frage, ob sie sich dann ihrer Mutter gegenüber nicht mehr loyal empfinde, also als Verräterin. Sie habe nie daran gedacht, aber das sei es, ja (420).

Das innere böse Auge

Sie ist voll auf Neid auf eine Freundin, die mit ihrem Mann ein schöpferisches Leben in einer künstlerisch orientierten Nachbarschaft leben könne, während sie selber mit ihrem Mann ein Haus in den Vororten bezog, das all dem widerspreche, was jenes exzentrische Ehepaar tut, hat und ist. Sie fühlt sich in diesem Neid und ihrer Anspruchshaltung unattraktiv, seicht und selbstsüchtig. Der tiefe Sinn ihres Ressentiments ist: "Ich bekam nicht, was mir zugestanden wäre

(deserved), und es ist nicht fair." Doch könne sie das nicht vereinbaren mit der inneren Gegenstimme, die ihr sagt: "Du verdienst das gar nicht." "Mein eigener schlimmster Feind sitzt in mir, und ich gebe ihm nach (cave in)."

Ich beobachte: "Es ist, als ob Sie das böse Auge in sich trügen."

Sie fährt fort: "Die innere Stimme sagt: Es ist alles zu spät. Du bist mit einem alten Mann verheiratet. Du hattest die Gelegenheiten und ließest sie fahren, da du nicht an dich geglaubt hast und dachtest, daß du es nicht verdienstest, und jetzt steckst du in einem Vorortshaus mit jemandem, der mit Sicherheit weiß, daß er das Haus mit den Füßen voran verlassen wird."

Ich wiederhole den Konflikt zwischen Protest und Selbstverhöhnung. Verächtlich und ärgerlich antwortet sie: "Na und (so what)? Das eine kommt immer mit dem anderen. Das ist, was es ist."

Ich sage mit Ironie: "Ein hilfloses armes Kind, und es gibt nichts, das Sie daran ändern können."

"Es ist, wie ich fühle. Ich habe keinen Funken mehr in mir. Ich weiß nicht, was geschehen ist."

"Viel Wut, v.a. auf Sie selbst, dann auf mich, auf Ihren Mann, auf die ganze Welt."

Und dann sagt sie etwas entscheidend Wichtiges: "Ich habe gerade mein ganzes Leben damit verbracht, ein gutes Mädchen zu sein und habe auf eine Rückzahlung (pay-off) gewartet, und es geschieht nie, daß die Dinge recht herauskommen."

"Da spricht der harsche innere Richter."

"Da ist kein Urteil."

"Sie urteilen über alles, was sie haben, daß Sie nichts bekommen haben, daß Sie die Rückzahlung nicht erhalten haben."

"Es ist nicht die, die ich erwartet habe."

"Das ist freilich wahr. Statt auf das Verurteilen können wir vielleicht auf die Erwartung schauen."

"Gute Noten zu bekommen, das richtige Ding zu tun, die richtigen Leute zu kennen, und die Erwartung war: wenn alle die richtigen Dinge an ihrem Ort sind und die Gebühren bezahlt sind, dann hoffte ich, daß ich schließlich in eine Lage komme, wo ich nicht mehr arbeiten müßte, wo ich nicht ganz von mir selbst abhängig wäre, daß ich jemanden liebte, der mich wiederliebt, wo ich ein leichtes Leben führen könnte, ein Ferienhaus hätte und in einem netten Haus hier wohnte. Ich hoffte, daß ich magisch eines Tages alles hätte, nicht mehr am Rande und exzentrisch wäre, sondern mich dem Hauptstrom (mainstream) anschliesse und mich um nichts mehr zu kümmern bräuchte."

"Eine reiche Schönheit des Südens (Southern belle) oder vielleicht auch des Nordens zu sein oder dem englischen Landadel anzugehören, ein Trollopesches Ideal." Sie lacht auf.

„Ich mache mich nicht lustig darüber. Es gibt vieles, das dafür spräche. Doch ist es ein Tagtraum, und vermutlich der Tagtraum Ihrer Mutter.“

„Sie haben Recht!“

„Und das Ideal ist in Ihnen eingepflanzt, und doch wären Sie gar nicht glücklich, wenn es erfüllt würde.“

„Warum?“

„Da es eine andere Seite in Ihnen gibt, die sich nach etwas anderem sehnt.“

„Ich bin eifersüchtig auf die Freundin, die das einfache Leben liebt, ein schöpferisches Leben, und nicht mit all den aufwärts strebenden Typen im Wettkampf steht, und doch mit ihnen auskommt, und das ist, was ich will.“

„Und das ist definitiv nicht außerhalb Ihrer Reichweite.“

„Ich stecke im Wettkampf mit jenen, statt daß ich aus diesem Spiel heraus träte“ (423).

„Ich fühlte mich befreit, als Sie sagten, ich müsse nicht wie eine Southern Belle leben. Ich fühlte mich wie eine neue Person, nicht unter diesem Schleier (pall) zu leben.“ Sie habe nicht zuvor begriffen, wie allgegenwärtig diese Phantasie und Erwartung in ihrem Leben ist; „Sie hat mein Leben auf täglicher Basis umrahmt, wie eine Aufgabe, die ich erfüllen mußte... die meisten bemerken nicht, daß ich eine gute Schauspielerin bin und hingleite (skate), vorsichtig hin über eine Gletschspalte, die mich zu meiner Seele brächte. Stattdessen bleibe ich auf der sehr polierten Oberfläche.“ Befragt, was die Phantasie davon wäre, was sie in dieser Spalte entdecken würde, sagt sie: „Nur schon daran zu denken ist gefährlich (not safe). Ich wäre verwundbar, würde lebend verschlungen, ausgelöscht, ignoriert, gekreuzigt, kritisiert. Ich würde aufhören zu existieren. Daher wählte ich das geringere Übel: auf der polierten Oberfläche dahinzugleiten.“

Ich frage: „Verwundbar wofür? Verschlungen wovon?“

„Ich sehe das Bild meiner Mutter, daß sie dasteht: ‚Das ist eine stupide Wahl! Wer, denkst du, daß du bist? Das ist lächerlich. Das ist unrealistisch. Du wirst scheitern. Was für eine Zeitvergeudung! Warum kannst du nicht sein wie alle anderen?‘ Was ist falsch mit mir?“

„Eine Art konventionellen Gewissens — *Jantelagen*.“

Sie bejaht es. Sie weiß, worauf ich anspiele, nämlich die Stimme der Entwertung, des Ressentiments: Ich sprach anderswo über das Gesetz der Stadt Jante, „Jantelagen“ (Axel Sandemose: En flykting krysser sitt spor (Ein Flüchtling kreuzt seine Spur, 1933). Es wurde in Skandinavien zu einem geflügelten Begriff für die verderbliche Verbindung von engherzigem Neid und Rachsucht mit Moralität und Gottesfurcht. Die damit erfaßte Einstellung bläht sich in ihrer selbstgerechten Gewichtigkeit mehr und mehr zu einem absoluten Ethos des Konformismus auf, das die Angepaßtheit an Mittelmäßigkeit und Enge des Denkens zum höchsten Wert proklamiert: „1. Du sollst nicht glauben, daß du jemand

seiest. 2. Du sollst nicht glauben, daß du gleich gut seiest wie wir. 3. Du sollst nicht glauben, daß du klüger als wir seiest. 4. Du sollst dir nicht einbilden, daß du besser seiest als wir. 5. Du sollst nicht denken, daß du mehr wißest als wir. 6. Du sollst nicht glauben, daß du vornehmer als wir seiest. 7. Du sollst nicht glauben, daß du für etwas taugst. 8. Du sollst nicht über uns lachen. 9. Du sollst nicht denken, daß sich jemand um dich kümmerge. 10. Du sollst nicht denken, daß du uns etwas lehren könntest“ (S.75).

Unter der Fuchtel dieses Gewissens fühle sie sich völlig entleert, einer Maschine gleich. Sie entleere sich ihrer Substanz, um dann „superempathisch“ anderen gegenüber zu werden und diesen zu dienen; sie werde zum „Riesengefäß — *giant receptor*“. Und dann fühle sie sich völlig erschöpft und ausgeschöpft. Es sei ein einseitiges Geben, und es bestehe keine Reziprozität (435).

Es ist genau so, wie Melvin Lansky es beschreibt, daß hinter dem Ressentiment und der Unversöhnlichkeit, und hier auch der Absolutheit von Anspruch und Verlangen, die Angst vor unerträglicher Scham liegt. Umgekehrt hat das Gewissen selbst eine Gegenhaltung angenommen, die dem Ressentiment von Mutter und Schwester entsprechen: „Wie unterstehst du dich! Wie wagst du es!? Was denkst du, daß du bist?“

Am Ende des „Gespräches der Hunde“ von Cervantes sagt der Erzähler des nächtlichen, beinahe psychoanalytisch anmutenden Dialogs zwischen den beiden Hunden: „Jetzt wollen wir auf den Espolón gehen, um die Augen des Körpers zu erquicken, nachdem ich die Augen des Verstehens erquickt habe“ (*Vámonos al Espolón a recrear los ojos del cuerpo, pues ya he recreado los del entendimiento*).

Prof.Dr.med. Leon Wurmser
Towson Maryland USA